

BIBLIOTHEKS MAGAZIN

MITTEILUNGEN
AUS DER STAATSBIBLIOTHEK ZU BERLIN

3 | 2006



Wolfgang Amadeus Mozart

IN DIESER AUSGABE

Bauen für Forschung und Kultur

„Fit, vital und gepflegt“
Interview mit HG Merz

Amtsdruckschriften – Tradition
und Zukunft

Gutenbergs Spuren im Orient

Zum Ersten, zum Zweiten – und
zum Lesen

Aus den Privatbibliotheken Leo
Baecks und Arthur Rubinsteins

Was fliegt denn da ...?
Ein Tagungsbericht

Remote access in der SBB

Willi Moegle.
Die Sachfotografie

„Zeitvernichtungsmaschine!“

Alexander von Humboldt –
im Kosmos des Weltbürgers

Forschungslesesäle für die
Wissenschaft

Adenauer, Rembrandt und die
Staatsbibliothek

Mozart in der Staatsbibliothek

Das „Holzmindische Wochenblatt“

Ein Abend für ... Elmar Faber

INHALT

Seite 1

EDITORIAL

Barbara Schneider-Kempf



Seite 2

BAUEN FÜR FORSCHUNG UND KULTUR – DER GRUNDSTEIN IST GELEGT

Jeanette Lambie

Seite 10

„FIT, VITAL UND GEFLEGT“

Interview mit HG Merz zur Großbaustelle Unter den Linden

Bettina-Martine Wolter

Seite 20

AMTSDRUCKSCHRIFTEN IN DER STAATSBIBLIOTHEK – TRADITION UND ZUKUNFT

Ursula Stanek

Seite 24

AUF GUTENBERGS SPUREN IN DEN ORIENT

„Exotische Typen“ aus Berlin

Meliné Pehlivanian



Seite 28

ZUM ERSTEN, ZUM ZWEITEN – UND ZUM LESEN

Über den Besuch von Kinderbuchauktionen

Carola Pohlmann



Seite 32

AUS DEN PRIVATBIBLIOTHEKEN VON LEO BAECK UND ARTHUR RUBINSTEIN

Die Staatsbibliothek restituiert NS-Raubgut

Martin Hollender

Seite 38

WAS FLIEGT DENN DA ...?

Einblattdruck – Neue Zeitung – Pamphlet – Karikatur – Flugblatt / Ein Tagungsbericht

Christiane Caemmerer



Seite 43

REMOTE ACCESS IN DER STAATSBIBLIOTHEK

Silke Trojahn



Seite 46

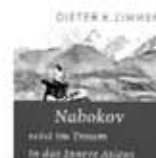
WILLI MOEGLE. DIE SACHFOTOGRAFIE

Hanns-Peter Frentz

Seite 49

„ZEITVERNICHTUNGSMASCHINE!“

Dieter E. Zimmer über seine Erfahrungen mit der Staatsbibliothek



Seite 54

ALEXANDER VON HUMBOLDT – IM KOSMOS DES WELTBÜRGERS

Jutta Weber

Seite 62

FORSCHUNGSLESESÄLE FÜR DIE WISSENSCHAFT

Das neue Konzept der beiden Allgemeinen Lesesäle

Ulrike Hollender

Seite 67

KONRAD ADENAUER, REMBRANDT UND DIE PREUSSISCHE STAATSBIBLIOTHEK

Martin Hollender



Seite 70

MOZART IN DER STAATSBIBLIOTHEK

Roland Schmidt-Hensel

Seite 77

DAS „HOLZMINDISCHE WOCHENBLATT“ 1785–1792

Eine Lokalzeitung – zugleich ein Beispiel kooperativer Erwerbung, Erhaltung und Vermittlung

Joachim Zeller



Seite 82

EIN ABEND FÜR ... den Verleger Elmar Faber

Martin Hollender

Seite 86

DANK AN BARBARA MARTIN

Barbara Schneider-Kempf / Martin Hollender



LIEBE FREUNDINNEN UND FREUNDE DER STAATSBIBLIOTHEK ZU BERLIN,

seien Sie herzlich eingeladen zu einer weiteren Rundreise durch den bunten Kosmos der Staatsbibliothek, die Sie auf den kommenden 88 Seiten im nunmehr schon dritten Heft unseres „Bibliotheks-magazins“ antreten werden! Knapp dreitausend Exemplare sind es, die wir mittlerweile zum einen in unseren Lesesälen auslegen und die wir andererseits an die Freunde unseres Hauses in Wirtschaft, Kultur, Politik und Verwaltung, an Unterhaltsträger, Bibliotheken, Vertreter der Medien, an Botschaften und an die Mitglieder unseres Freundes- und Fördervereins versenden. – Und noch immer reicht die Druckauflage nicht bis zum nächsten Heft, so dass wir nolens volens auf die elektronische Ausgabe der Zeitschrift verweisen müssen, die Sie unter <http://staatsbibliothek-berlin.de/deutsch/bibliotheksmagazin/> finden.

Die Resonanz auf die ersten beiden Ausgaben war erfreulich positiv, gerade auch im Kreise unserer ureigensten Klientel, der akademisch ausgebildeten Forscher (bekanntlich besonders kritischen Lesern!). So schrieb mir aus Münster der frühere Ordinarius für Anglistik und Initiator des „Handbuchs der Historischen Buchbestände“, Bernhard Fabian,

es sei an der Zeit, dass sich nicht nur die Museen, sondern auch die Bibliotheken an ein größeres Publikum wendeten: „Die Bibliotheken haben hierzulande immer etwas im Abseits gestanden, und das hat weder den Bibliotheken gut getan noch denen, für die sie da sind oder sein sollten. Es ist sehr zu begrüßen, dass gerade die Staatsbibliothek diesen Schritt in die breitere Öffentlichkeit getan hat.“ Durch unser neues Bibliotheksmagazin und seine überzeugende Mischung werde, so teilte mir Martin Fontius, vormals Direktor des Potsdamer „Forschungszentrums Europäische Aufklärung“, mit, die Staatsbibliothek in der Mannigfaltigkeit ihrer Aspekte lebendig; und „etwas verdutzt“ stellte er fest, „selbst den informativen Bericht über die Koreasammlung gelesen“ zu haben. Eine erfreuliche Fesselung der Leserschaft durch gemeinhin eher spröde bibliothekarische Berichte also, die nur noch ‚getoppt‘ wurde durch Jürgen Puhle, Professor für Politikwissenschaft in Frankfurt am Main und Mitglied unserer Bibliothekskommission, der mir erzählte, beinahe sei er mit der U-Bahn eine Station zu weit gefahren, so vertieft sei er in die neue Zeitschrift aus Berlin gewesen ...

*Die Herausgeberin,
Barbara Schneider-Kempf,
ist Generaldirektorin
der Staatsbibliothek zu Berlin –
Preußischer Kulturbesitz*

Apropos „aus Berlin“: Waren Sie bislang an Mitteilungen allein aus der Staatsbibliothek zu Berlin gewöhnt, so verbreitert sich ab dem nächsten Heft der Berichtsradius. Erinnern Sie sich an das Kooperationsabkommen, das die Staatsbibliothek zu Berlin im Januar mit der Bayerischen Staatsbibliothek geschlossen hat? Wir berichteten darüber im vorigen Heft. Zu den erfreulichen ersten Ausformungen dieses engen preußisch-bajuwarischen Schulterschlusses gehört die Gründung einer gemeinsamen Hauszeitschrift; anders formuliert: Die neben uns bedeutendste wissenschaftliche Universalbibliothek Deutschlands steigt gleich-

berechtigt in das „Bibliotheksmagazin“ ein. In der ersten Ausgabe, die Sie Anfang Februar 2007 in Händen halten werden, werden Herr Dr. Griebel und ich weitere Details mitteilen – für heute soll als Appetizer nur dieser erste Hinweis auf die gemeinsame Zukunft genügen.

Seien Sie bis dahin herzlich begrüßt von

Ihrer



BAUEN FÜR FORSCHUNG UND KULTUR – DER GRUNDSTEIN IST GELEGT

Jeanette Lamble
ist Pressereferentin der Staatsbibliothek zu Berlin

Im Jahr 2008 bekommt die Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz an ihrem Standort Unter den Linden mit dem neuen zentralen Lesesaal und weiteren Neubauten ihr funktionales und architektonisches Herz zurück, welches im Zweiten Weltkrieg verloren ging. Am 24. April 2006 wurde hierfür der Grundstein gelegt. Parallel wird bis 2011 das dann knapp einhundert Jahre alte Gebäude generalsaniert und für einen modernen Bibliotheksbetrieb instand gesetzt. Die Baukosten trägt der Bund und unterstreicht damit die Bedeutung der größten wissenschaftlichen Universalbibliothek im deutschsprachigen Raum.

Passierte da was? Vom Mai bis Dezember 2005 sah das nicht so aus. Und doch erklärten die für das riesige Bauvorhaben Unter den Linden Verantwortlichen immer wieder, die Baustelle laufe erstaunlich reibungslos – ohne größere Pannen, ohne Zeitverzug. Vom ‚Fenster zum Hof‘ aus erblickte man vibrierende, aufgeschwemmte Erde, auch standen schwere Geräte locker über die 60 x 57 Meter große Baufläche verteilt.

Unterirdisch jedoch, und damit unsichtbar, vollzog sich derweil eine ingenieurtechnische Spitzenleistung: Sechs Monate lang wurde in 13,5 Metern Tiefe zunächst

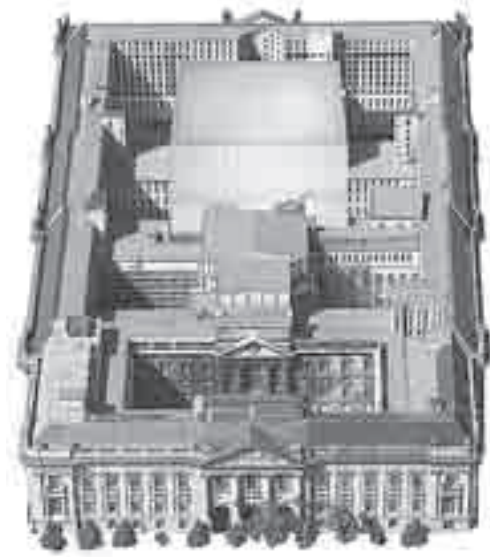


wurde waagrecht Spezialbeton verspritzt, der zuvor durch rund 3.000 senkrechte Bohrungen in die Tiefe gelangte. Dieser zentrifugal verspritzte Beton musste unterirdisch so überlappen, dass er sich zu einer festen Schicht verbinden konnte. Doch auch die so entstandene Düsenstrahlsohle selbst musste vor dem Aufschwemmen gesichert werden: Dafür wurde sie in der darunter liegenden Erdschicht mit rund 500 Kleinbohrverpresspfählen in einem gerasterten Abstand von 3 x 3 Metern rückverankert. – Seit Dezember 2005 besteht nach mehreren

Tests die Gewissheit, dass die Düsenstrahlsohle dicht und fest ist. Möge niemals jemand diese zu Gesicht bekommen! ... Über der Sohle befinden sich jetzt fünf Meter hoch verdichteter Boden, eine Drainage sowie eine Sauber-

ein Betontrog errichtet, der jetzt das Berliner Grundwasser von der Baugrube fernhält und zugleich die Stabilität des umliegenden Gebäudes und der Baugrube während der Bauarbeiten sichert. Im Hochdruckinjektions-Verfahren

Der Kuppellesaal wurde in der Nacht zum 15. Februar 1944 von einer Sprengbombe getroffen und 1975 vollständig abgetragen. (Foto: Staatsbibliothek)



Zukunft Unter den Linden 8 ab 2008: Im Zentrum der neue Lese-saal mit transluzentem Glaskubus (Grafik: Der Tagesspiegel)



Sommer 2005, Blick durch das „Fenster zum Hof“ auf die Baustelle, Die Öffentlichkeit ist eingeladen, Zeuge des Fortschritts auf der größten Kulturbaustelle des Bundes zu sein. (Foto: Staatsbibliothek)



DARAUF FREUEN WIR UNS:

Nutzflächen nach Abschluss der Bauarbeiten

- Hauptnutzfläche insgesamt 52.500 qm (davon Staatsbibliothek 46.250 qm, Bibliothek der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften im südöstlichen Gebäudeteil 6.250 qm) davon Magazinflächen: 30.400 qm davon öffentlich zugänglicher Bereich: 16.000 qm

Baggern im Januar 2006
(Foto: Florian Profitlich, Berlin)

keitsschicht, die acht Meter unterhalb der Erdkante nach oben hin alles abschließt. Nun wurde, bis auf diese Ebene hinab, von Januar bis April 2006 gebaggert. 26.000 Kubikmeter Erde, dabei auch so mancher Rest des früheren Kuppelseaals und der alten Holzpfahlgründung, waren auf eine Bautribüne zu heben und über die Universitätsstraße abzutransportieren. Tag für Tag – nun endlich sichtbar – vertiefte sich die Baugrube für die Fundamente der zwei Geschosse



Tresormagazin, des 35 x 30 x 36 Meter (L/B/H) großen Lesesaals mit krönendem Lichtkubus, des angrenzenden Freihandmagazins sowie des separaten Raralesesaals.

„MÖGE DEM HAUS GLÜCK BESCHIEDEN SEIN“

24. April 2006, direkt nach den offiziellen Ansprachen: Der Polier reicht dem Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, Bernd Neumann, dem Staatssekretär im Bundesbauministerium, Dr. Engelbert Lütke Daldrup, dem Präsidenten des Bundesamtes für Bauwesen und Raumordnung, Prof. Florian Mausebach, dem Präsidenten der Stiftung Preussischer Kulturbesitz, Prof. Dr. Klaus-Dieter Lehmann, dem Architekten HG Merz und der Generaldirektorin der Staatsbibliothek zu Berlin, Barbara Schneider-Kempf, Kelle und Hammer. Unter dem Beifall hunderter Mitarbeiter, Bauarbeiter und Gäste wird die kurz zuvor mit Fotos, dem entscheidenden Stiftungsratsbeschluss, einer Tageszeitung und Münzen befüllte, nun fest ver-



Die Gäste der Grundsteinlegung gelangten über Bautreppen in die acht Meter tiefe Baugrube.
(Foto: Staatsbibliothek)

schlossene Kapsel im aufgemauerten Grundstein versenkt. Der Polier wünscht mit seinem Grußwort dem Gebäude und den Menschen darin stets Glück. Die gemeinsamen Hammerschläge, welche die Zeremonie abschließen, sorgen für Heiterkeit, zum einen wegen der ungewohnten Aufgabe, zum anderen, weil die Generaldirektorin den Männern einiges an Entschlossenheit und Festigkeit voraus hat und den Hammer so sehr sausen lässt, dass sie sich mit einer Kerbe auf der Grundsteinplatte verewigt.

BAUSTELLE DER SUPERLATIVE

Dieses Bauvorhaben ist in jeder Hinsicht mit Superlativen zu beschreiben. So stellen die Ergänzung und Sanierung des mit 107 Metern Breite und 170 Metern Länge größten historischen Gebäudekomplexes im Zentrum Berlins höchste technische und logistische Anforderungen. Sowohl von der Baumasse als auch vom Finanzvolumen her ist dies die größte Einzelbaustelle des Bundes für kulturell-wissenschaftliche Zwecke, 326 Millionen Euro kosten allein die

Neubauten und die Generalsanierung. Und auch die architektonischen, städtebaulichen und denkmalpflegerischen Anforderungen bewegen sich auf höchstem Niveau: Der Architekt und Museumsgestalter HG Merz – einem breiten Publikum durch die Sanierung der Alten Nationalgalerie auf der Museumsinsel, den mehrfach preisgekrönten, neuen zentralen Gedenkort der Gedenkstätte Sachsenhausen oder das jüngst eröffnete Mercedes-Benz-Museum in Stuttgart bekannt – plante für diese bedeutende Bibliothek einen funktionalen und zugleich repräsentativen Bau. Ein besonderer Aspekt war dabei sicher auch die räumliche Situierung des Gebäudes – im Zentrum der Hauptstadt Deutschlands, wo in nie da gewesenem Umfang historische Gebäude mit moderner Architektur ergänzt werden können, nein müssen; zugleich an den weltberühmten Boulevard Unter den Linden, an das Forum Fridericianum mit seinen Kultur- und Bildungsstätten angrenzend. Planern und Bauherren gab und gibt dies zusätzlich einzigartige Chancen, aber eben auch immense Verantwortung mit auf ihren

DARAUF FREUEN WIR UNS:

Technische Ausstattung

Die technische Ausstattung des Hauses Unter den Linden wird auf ein modernes Niveau gehoben, u.a. durch die Klimatisierung aller Magazine und Lesesäle sowie den Einbau einer Buchtransportanlage mit 17 Linear- und 4 Umlaufaufzügen, Gesamtlänge 1.500 Meter.

Tresore für herausragende Sammlungen (ab 2008)

gelegen im 1. und 2. Untergeschoss unterhalb des neuen Lesesaals

- 18 °C temperiert, 50 % Luftfeuchtigkeit, UV-freie Beleuchtung, einsturz sicher
- 3.000 qm Nutzfläche, ausgestattet mit Kompaktregalanlagen

Werkstätten der Staatsbibliothek

Die Werkstätten der Staatsbibliothek – Restaurierung, Buchbinderei, Digitalisierung, Druckerei, Mikroverfilmung, Reprographie – beziehen im Nordteil des Gebäudes im sanierten Altbau eine Fläche von 1.500 qm.



Zur Grundsteinlegung in der Kapsel fest verschlossen: Beschluss des Stiftungsrates Preußischer Kulturbesitz vom Dezember 1998, Foto vom früheren Kuppellesaal, Bild vom künftigen Lesesaal, Der Tagespiegel mit zwei Sonderseiten zur Grundsteinlegung, Münzen (Fotos: Staatsbibliothek)

langen Weg: Neues muss mit Altem auf höchstem Niveau klug und nachhaltig verbunden werden. Dass HG Merz beauftragt wurde, entschied sich übrigens nach einem internationalen Architekturwettbewerb im Jahr 2000.

Wie groß die Aufgaben rund um die Neubauten, die Generalsanierung und die Organisation des Bauablaufs sind, können Einblicke in den Alltag der Baubeauftragten der Generaldirektion, der Planungsbüros, der ausführenden Firmen und der Mitarbeiter der Bibliothek nur illustrieren: Vom siebenten bis zum 13. Obergeschoss, damit bis unter das Dach, ist das Gebäude vom Lipman-

Regalsystem durchzogen, dessen Auf- und Einbau zu Beginn des letzten Jahrhunderts sowohl planerisch als auch technisch eine Meisterleistung war. Diese zusammenhängende Stahlkonstruktion bildet den statischen Kern der oberen Gebäudehälfte und kann daher weder entfernt noch verändert werden, ist vielmehr im Gebäudebestand zu sanieren. – Oder die Fenster: Mehr als 1.200 Fenster sind denkmalgerecht aufzuarbeiten, darunter die von der Charlottenstraße aus besonders auffallenden 6,50 Meter hohen Rundbogenfenster. Von diesen bringt allein der Mittelflügel mit 700 Kilogramm das Gewicht eines Kleinwagens auf die Waage. – Oder die fortlaufenden



Maßnahmen zur ‚Herstellung der Baufreiheit‘, in deren Zuge immer wieder nicht nur Bücher, Sondermaterialien und Regale umziehen müssen, sondern auch die Konsequenzen daraus zu bedenken sind: So wurden bisher bereits 70 Kilometer dicht an dicht gestellte Bücher aus den Magazinen an andere Standorte gebracht, die meisten in das Interimsdepot Westhafen, welches seinerseits zunächst aufwändig herzurichten war. Zugleich sorgten die Bibliothekare dafür, dass die umgezogenen Bücher trotz ihres neuen Standorts weiterhin recherchierbar und ausleihbar sind, und fügten für jeden bewegten Band einen entsprechenden Vermerk im elektronischen Katalog der Bibliothek ein, eine Arbeit, die absolut fehlerfrei zu erledigen ist. Groß sind aber auch die Belastungen für die Mitarbeiter, welche zum Nutzen der Leser den Bibliotheksbetrieb mit großen Anstrengungen und Geduld aufrechterhalten: Baubedingt wird keine Mitarbeiterin und kein Mitarbeiter daran vorbeikommen, in den kommenden fünf Jahren mindestens einmal mit Arbeitsplatz oder Büro umzuziehen, und viele werden dann im Ausweichcontainer sitzen, der seit geraumer Zeit auf der Charlottenstraße steht. Und die Leser? Sie rechnen es hoch an, dass sie trotz umfassender Bauarbeiten und daraus erwachsender Belastungen wie sich ständig ändernder Wege weiterhin die Sammlungen der Bibliothek nutzen können. Schließlich sei aber auch an das kooperative und rasche Handeln der Bibliothek der Humboldt-Universität erinnert, die jahrzehntelang Mieter im nördlichen Gebäudeteil war, der jetzt im ersten Bauabschnitt liegt. Rechtzeitig zum Baubeginn zog die UB mit ihren ebenfalls nicht geringen Bestän-



den aus und überbrückt nun die Zeit des Wartens auf ihren eigenen Bibliotheksbaus in einem nahe gelegenen Provisorium.

BAUEN FÜR UNIKALE BESTÄNDE, BEDEUTENDE SAMMLUNGEN, HOHEN BENUTZUNGSKOMFORT

Das, wofür gebaut wird, ist ebenso außerordentlich wie der Bau selbst. Hinsichtlich ihrer Qualität und Quantität sind nicht nur die Bestände der Bibliothek sondern auch ihre Dienstleistungen – und diese nicht nur für den einzelnen Benutzer, sondern auch für die Pflege nationalen und internationalen Kulturerbes – von herausgehobener Bedeutung. Umsichtige Erwerbungs politik und königliche Zuwendung, einzigartiges Expertenwissen und so manches glückliche Händchen beim Ankauf heute unschätzbaren Objekte, der Aufschwung der Wissenschaften seit dem 18. Jahrhundert, die Explosion der Buchproduktion seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, die Ausweitung des Erwerbungspektrums hin zu den heutigen Sammelschwerpunkten in

*Rund 100 Jahre alte technische Meisterleistung: das Lipman-Regalsystem
(Foto: Florian Profitlich, Berlin)*

DARAUF FREUEN WIR UNS:Arbeitsplätze und Freihandbestände für hohen Benutzungscomfort

Insgesamt entstehen 656 internetfähige Benutzerarbeitsplätze verschiedener Ausstattung. Der Zugang zum Internet über W-LAN ist aus allen Benutzerbereichen möglich.

Qualität der Arbeitsplätze:

- Standardarbeitsplatz mit Tisch, Stuhl, IT-Anschluss
- Forscherarbeitsplatz: zusätzlich abschließbarer Roll-Container; reservierbar
- Carrel wie Forscherarbeitsplatz, jedoch abgeschlossener Raum, längere Zeit mietbar
- Rechercheplatz mit PC für Internet- u. Katalog-Recherche oder Mikrofiche-Lesegerät oder Readerprinter
- Blindenarbeitsplatz wie Standardarbeitsplatz plus besondere technische Ausstattung wie PC mit Scanner, Braille-Zeile, Sprachausgabe, Vergrößerungssoftware für Monitor
- Abspiel-Platz mit Audio-Anlage

künftiger Allgemeiner Lesesaal im Zentrum des Gebäudes (ab 2008)

- 250 Arbeitsplätze, davon
 - 90 Standardarbeitsplätze
 - 140 Forscherarbeitsplätze
 - 19 Carrels
 - 1 Blindenarbeitsplatz
- 10 Rechercheplätze
- 125.000 Bände Freihandbestand
- 9.000 qm Nutzfläche

den Geistes- und Sozialwissenschaften, die universale Ausrichtung der Sammlungen (alle Zeiten, alle Länder, alle Sprachen) bei gleichzeitiger Betonung des wissenschaftlichen Wertes der Sammlungsobjekte – all dies formte in knapp 350 Jahren einen Gesamtbestand, der sich mit den Sammlungen der großen Bibliotheken in London, Paris, Moskau und anderen Städten messen kann. Zu den unikalen Werken gehören zum Beispiel die Matthäuspassion von Bach, die Zauberflöte von Mozart, Beethovens 9. Sinfonie, Autographe von Lessing, Goethe, Kleist, die Nachlässe von Herder und Hauptmann, das älteste Druckwerk der Welt aus Japan von 764/770. Hinzu kommen über zehn Millionen Bände seit 1501 gedruckter Literatur aus allen Wissenschaftsgebieten, Frühdrucke, Musikdrucke, Karten, Atlanten, historische Zeitungen, umfangreiche Parlamentaria, Archive sowie elektronische Zeitschriften, Datenbanken, CD-ROM, Mikrorollfilme, Mikrofiche und ... und ... und. Insgesamt über 22 Millionen Objekte aller Art werden hier gesammelt, sorgsam gepflegt und für die Benutzung bereitgestellt.

Die Bestände der Bibliothek sind groß und großartig. Groß sind auch die beiden Standorte, auf die sich die Bestände und Dienstleistungen heute verteilen, jedoch muss mit dem Attribut ‚großartig‘ derzeit vorsichtig umgegangen werden: Denn während sich das Gebäude an der Potsdamer Straße dank seiner spektakulären Architektur seit knapp 30 Jahren in die Riege herausragender Bibliotheksbauten einordnet, ist es dennoch funktional derzeit eingeschränkt, da auch hier mit der Sanierung der raumluftechnischen An-

lagen aufwändige Bauarbeiten zu bewältigen sind. Im Haus Unter den Linden müssen noch fünf Jahre vergehen, bis alle Pläne, nach denen Architektur und Funktion auf großartige Weise miteinander verbunden werden, vollständig realisiert sind. An Unterstützern und Machern mangelt es nicht, denn für die Bibliothek engagieren sich Bund und Länder, die Stiftung Preußischer Kulturbesitz, das Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung, die Architekten und Planer, die bauausführenden Firmen, schließlich alle Mitarbeiter und, mit ihrer Geduld, auch die Leser und Benutzer.

Nur mit dieser breiten Unterstützung kann die Konzeption der ‚einen Bibliothek in zwei Häusern‘ umgesetzt werden. Diese Konzeption, verbunden mit dem Vorhaben, das Gebäude Unter den Linden für seine künftigen Aufgaben zu ertüchtigen und um Neubauten zu ergänzen, wurde vom Stiftungsrat Preußischer Kulturbesitz im Jahr 1998 beschlossen. Bernd Neumann, auch Vorsitzender des Stiftungsrates, hob während der Grundsteinlegung „das Engagement des Bundes an dieser Stelle als Beispiel für unverzichtbare Investitionen in Wissen und Bildung“ hervor und unterstrich, dass auch „mit diesem Baustein in der historischen Mitte Berlins wieder eine Kulturlandschaft Humboldtscher Prägung entsteht“ und dass „der Kulturstandort Deutschland in der Hauptstadt erkennbar sein muss“. Für Klaus-Dieter Lehmann war die Grundsteinlegung ein „großer Glücksmoment“, den er „wie die reale und symbolische Wiedergründung des Hauses Unter den Linden“ empfand.

PROFILIERUNG DER STANDORTE

Schon bald werden in kurzer Distanz zueinander an den Standorten Potsdamer Straße und Unter den Linden zwei große allgemeine Lesesäle betrieben. In beiden werden die Benutzer und Leser – derzeit sind dies montags bis samstags rund 4.000 am Tag – den großen Kosmos der Wissenschaften vorfinden. Als Groborientierung für den zu erwartenden Inhalt der in den beiden Lesesälen aufgestellten Freihandliteratur dient das Einsetzen der „Moderne“ zum Beginn des 20. Jahrhunderts. Der Allgemeine Lesesaal und das Informationszentrum im Haus Unter den Linden widmen sich

dann der Literatur sämtlicher Epochen der Vormoderne. Der Lesesaal der Potsdamer Straße wird die Moderne bis zur Gegenwart besetzen.

Bei der Verteilung der Sonderabteilungen auf die beiden Häuser gilt künftig folgende Faustregel: Die materialbezogenen Abteilungen – Handschriften, Musik, Karten, Zeitungen, Kinder- und Jugendbuch – sind im Haus Unter den Linden, die regionalbezogenen Abteilungen – Orient, Ostasien, Osteuropa – im Haus Potsdamer Straße zu finden.

Alle Informationen rund um unsere Bauvorhaben finden Sie unter <http://bauen.staatsbibliothek-berlin.de>

DARAUF FREUEN WIR UNS:

Freihandmagazin, angrenzend an den Allgemeinen Lesesaal (in Betrieb ab 2011/2012)

- 175.000 Bände Literatur mit Erscheinungsjahr bis zum Beginn der Moderne

Informationszentrum für das Historische Buch (ab 2008)

- 65 Rechercheplätze
- 50.000 Bände Freihandbestand

Sonderlesesaal für Seltene Drucke [Rara] (ab 2008)

- 50 Standardarbeitsplätze
- 30.000 Bände Freihandbestand
- 700 qm Nutzfläche

weitere Sonderlesesäle (ab 2011/2012)

281 Benutzerarbeitsplätze insgesamt, davon

- Handschriften-Lesesaal: 48 Standardarbeitsplätze, 10 Rechercheplätze

- Karten-Lesesaal: 40 Standardarbeitsplätze, 10 Rechercheplätze
- Musik-Lesesaal: 70 Standardarbeitsplätze, 10 Abspiel-, 10 Rechercheplätze
- Zeitungs-Lesesaal: 50 Standardarbeitsplätze, 15 Rechercheplätze
- Kinder- und Jugendbuch-Lesesaal: 12 Standardarbeitsplätze, 6 Rechercheplätze
- Freihandbestand in diesen Lesesälen insgesamt: 120.000 Bände

Neue Öffentlichkeitsbereiche (ab 2011/2012 im Neubau)

Auf der Ebene des Erdgeschosses entstehen Bereiche, welche für eine breite Öffentlichkeit zugänglich sein werden. Interessierte können sich – auch ohne angemeldete Benutzer der Bibliothek zu sein – über die Staatsbibliothek, die

moderne Informationsdienstleistungen erbringt sowie nationales und Weltkulturerbe sicher verwahrt, auf vielfältige Weise informieren.

- 308 qm großes Bibliotheksmuseum mit Dauerausstellung zur Entwicklung der Staatsbibliothek als einem wissenschaftlichen und kulturellen Zentrum Berlins, Preußens und Deutschlands
- auf 66 qm entsteht die „Schatzkammer“, welche baulich in den Bereich der Tresormagazine integriert wird
- Raum für wechselnde Ausstellungen, 248 qm
- 3 Veranstaltungssäle
- Cafeteria, Buchshop

„FIT, VITAL UND GEPFLEGT“

Interview mit HG Merz zur Großbaustelle Unter den Linden

*Dr. Bettina-Martine Wolter
ist Leiterin des Referates
Ausstellungen und Publikationen*

Unbemerkt von der Öffentlichkeit und dennoch an zentralem Platz liegt eine der größten Baustellen Berlins. Die Süddeutsche Zeitung nannte sie gar die wichtigste. Unter den Linden 8, hinter einer Fassadenfront von 107 Metern Länge erhält die Staatsbibliothek zu Berlin einen neuen Lesesaal und wird zugleich einer Generalsanierung unterzogen. Architekt dieser Großbaustelle ist Prof. HG Merz, der in leisen Tönen bereits der Alten Nationalgalerie ihr

grandioses Gesicht zurückgab und im Jahr 2000 den Wettbewerb für die Baumaßnahmen der Staatsbibliothek zu Berlin für sich entscheiden konnte. Im Mai 2005 erfolgte der erste Spatenstich, ein Jahr später die Grundsteinlegung. Bis Ende 2008 soll der erste Bauabschnitt mit dem Lesesaalneubau fertig gestellt sein, 2011 die Generalsanierung abgeschlossen werden. Mehr als ein Anlass zu einem Gespräch mit HG Merz.

*HG Merz
(Foto: Dieter Rebmann, Filderstadt)*



■ Herr Merz, Sie erwähnten einmal in einem Gespräch, Architekten könnten in der Regel nicht gut schreiben, da sie immer nur in Bildern denken würden. Sie sind jemand, der nicht nur gut in Bildern sieht, sondern der gerne auch in Bildern spricht, was dem geschriebenen Wort im Übrigen sehr gut tut. So sprachen Sie von der Staatsbibliothek Unter den Linden als einem Patienten, den Sie zurzeit in Ihrer Beautyfarm hätten. Nun steht ja sehr viel mehr an, als ein einfaches Lifting – wie wird der Patient aussehen, wenn er Ihre Klinik verlassen hat?

Es ist in diesem Fall natürlich nicht Nancy Reagan gemeint mit ihren glatt gezogenen Hautfältchen, sondern unser Patient sollte die Beautyfarm so verlassen, dass man ihm zwar weiterhin sein Alter ansieht, er aber gut und gepflegt wirkt und sehr vital ist. Für seine Umgebung

sollte er weiterhin ein interessanter Ansprechpartner sein und vor allem sollte der Patient geistig fit bleiben und ein ansprechendes Äußeres haben. Und das, hoffe ich, werden wir schaffen.

- Erzählen Sie uns etwas über die Architektur des neuen Lesesaals. Zuweilen kommen Sie geradezu ins Schwärmen über den Lichtkörper, der den Saal überfangen wird; wir hören von nachverformtem Glas und PTFE-beschichteten Glasfasergewebe. Wie beschreiben Sie dem Nicht-Architekten, was das Besondere an diesem Lichtkörper sein wird? Haben Sie ein Bild für uns?

In Worten ist das natürlich schwer zu beschreiben: Wir wollen innerhalb der etwas unwirtlichen Innenhöfe, die trotz ihrer weißen, reflektierenden Oberfläche sehr eng sind, dem Körper – der Lesesaalfassade von außen – eine bestimmte Tiefe geben. Dies geschieht durch unterschiedliche, in sich verformte Glasschichten. Man muss sich das vorstellen, als wenn man auf eine Wasseroberfläche schaut und es hüpfen viele dieser Käferchen herum, dabei entstehen kleine Dellen: das Wasser fängt an zu leben. Genau so ist unsere Glasoberfläche zu sehen. Sie reflektiert die Umgebung und das von oben einströmende Licht ganz unterschiedlich und fängt auf diese Weise an, lebendig zu werden. Da wir zwei Glasflächen hintereinander setzen, entsteht Tiefe. Dahinter bewegen sich sichtbar die Menschen. Von der Innenseite wiederum ergibt sich ein ganz anderer Eindruck. Hier setzen wir das PTFE-beschichtete Gewebe ein, das in Schrägaufsicht dicht, aber lichtdurchlässig ist. Schaut man gerade darauf, etwa in



90 Grad, ist es durchsichtiger. Es ist transluzent, aber nicht transparent. Es gibt die große, in den 20er Jahren erbaute Stadtbibliothek von Erik Gunnar Asplund in Stockholm, die genau mit diesen weißen Wänden oberhalb der Büchermagazine arbeitet. Asplund lässt das Licht seitlich einfallen und dann durch ein relativ grobes Mauerwerk, geschlammtes Mauerwerk, reflektieren. Das war immer so ein bisschen unser Vorbild – diese

*Perspektive. Konstruktion der Lesesaalfassade, 2005
(© HG Merz Architekten)*



*Muster der Lesesaalverglasung aus nachverformtem Glas
(© HG Merz Architekten)*

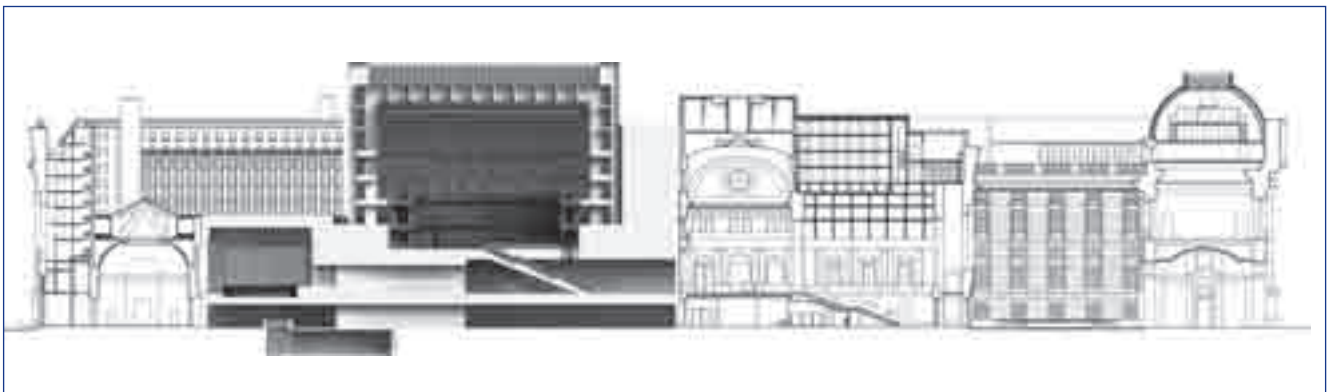
große weiße Fläche oberhalb der Bücher, die einfach das Licht in den Saal heruntergibt, den Saal hoch und licht macht. Dieser Aspekt war uns sehr wichtig. Und dies hoffe ich, mit Hilfe des PTFE-beschichteten Gewebes bewirken zu können, diese ganz bestimmte Transparenz, Transluzenz, einfach wie ein großer leuchtender Körper. Ähnlich einer japanischen Papierleuchte, die ein sehr angenehmes Licht vermittelt, aber nie blendet.

- Bleiben wir noch einen Moment bei den Vorbildern, die Sie zu diesem Lichtkörper inspiriert haben? Gilt hier auch der Hinweis auf die Kuppellandschaft von Berlin oder berühren Ihre Gedanken eher die Geschichte der Architektur?

Die Kuppellandschaft in Berlin hat nur entfernt damit zu tun. Im Zusammenspiel aus der Vogelschau existierte natürlich auch die Kuppel der Staatsbibliothek. Wir haben jedoch nicht die alte Kuppel rekonstruiert, sondern machen eine andere, die – sagen wir mal – sehr viel bescheidener auftritt, aber natürlich auch zeigt, dass sie von heute ist. Es ist nicht der Nachbau der alten Kuppel von Ihne. Aber das war es nicht, was uns gelei-

tet, sondern der Entwurf ist eher aus dem Inneren heraus entstanden. Was wir wollten, ist die Größe eines Lesesaals des 19. Jahrhunderts und nicht das, was Bibliothekare vielleicht heute gerne sähen: viele intime Räume, um mit dem Buch alleine zu sein. Ich finde es wichtig – auch wenn es etwas pathetischer ist – das Lesen und das Buch in einem großen Lesesaal zu zelebrieren. Mich begeistert immer, wenn ich in eine große, alte Bibliothek komme, dass es dann auch einen Lesesaal mit entsprechenden Dimensionen gibt und man in Würde lesen kann. Genau das wollten wir erreichen. Und das ist es ja auch, was dem Haus gefehlt hat: seine tradierte Mitte und nicht eine neue Mitte. Natürlich kann man im Alter von sechzig jemanden heiraten, der zwanzig ist, aber vielleicht sollte man sich eher in dem Alter bewegen, in dem man sich selbst befindet. Deshalb denke ich, muss das Haus auch wieder den großen Lesesaal erhalten, der zu ihm passt. Die Vorbilder dafür sind eher im 19. oder beginnenden 20. Jahrhundert zu finden, wie in der Bibliothek Asplunds, die genau das vermittelt, was wir gerne hätten: Einerseits Intimität, andererseits Größe und zum Dritten einfach einen Raum, den man sonst nicht vorfindet – einen besonderen Raum.

Modellschnitt, Planungsstand 1999
(© HG Merz Architekten)



- Allein die Dimensionen dieses Projektes halten sicherlich auch Überraschungsmomente in der Realisation bereit. Mit welchen Hürden in der Realisation müssen Sie umgehen? Welche positiven, welche negativen Überraschungen gab es bisher, wenn es sie denn gab?

Wie bei jedem altem Haus realisiert man zunächst nicht vollständig, was vorhanden ist und je weiter die Arbeit fortschreitet, desto gräuslicher wird das, was man vorfindet. Man macht eine Wand auf und sieht etwas anderes als erwartet. Die Maße stimmen nicht so, wie sie eigentlich stimmen sollten. Das ist halt irgendwann mal so entstanden und jetzt fängt man an, an diesem Patienten herumzuflicken. Natürlich müsste man zuerst einmal alles erfassen, was da ist. Diese Zeit hat niemand, das Geld investiert auch niemand. Daher machen wir es einfach so, wie heute Software entwickelt wird: Man macht mal eine Beta-version, dann gucken wir mal, dann gucken wir weiter und so entwickelt sich das langsam, d.h. wir kommen während der Arbeit an diesem Projekt immer tiefer in die Probleme hinein. Wären die alle am Anfang schon bekannt, würde man es vielleicht gleich sein lassen, aber so fällt man halt hinein und wächst damit. Irgendwann muss es ja auch fertig werden und dann wird's auch fertig. Vielleicht wird man während des Planungsprozesses auch immer pragmatischer, was einem Projekt ja eher zuträglich ist.

- 100 Jahre alte Bausubstanz wird eine Verbindung mit einem hochmodernen Lesesaal eingehen. Planung und Ausführung werden somit zu einem nicht



unerheblichen Teil von der Denkmalpflege begleitet sein. Wie gelang die Vereinigung von alt und neu?

*Abladen von Bewehrung
(Foto: DU Diederichs Projektmanagement)*

Zur Berliner Denkmalpflege haben wir durch den Umbau der Nationalgalerie ein gutes Verhältnis. Dort haben wir gemeinsam nach einem Konzept gesucht, das wir beide tragen konnten, ohne dass sich dabei einer verbiegen musste. Der Denkmalpflege sind wir hier insofern entgegen gekommen, als wir dem Haus seine ursprüngliche Idee wiedergegeben



(Foto: Staatsbibliothek)



*Spritzbetonarbeiten
(Foto: DU Diederichs Projekt-
management)*

haben: Den zentralen Lesesaal in der Mitte, über den der ganze Verkehr abgewickelt wird und der den Mittelpunkt des Komplexes darstellt. Dies war den Beteiligten besonders wichtig. Auf die letztendliche Ausprägung nimmt der Denkmalschutz wenig Einfluss, sie darf von heute sein. Viel wichtiger sind die Übergänge von alt zu neu, wie subtil werden sie ausgebildet und wie sehr lässt man dem alten Haus seinen Charakter, vor allem bei Einbindung ganz neuer Technik, teilweise neuer Funktionen, die integriert werden müssen. Die Frage ist, wie gelingt diese Melange mit dem Lesesaal und da sind wir auf einem recht guten Weg, indem wir uns immer sehr früh abstimmen, sehr offen miteinander umgehen. Beide Beteiligte tragen ihr Für und Wider vor, sind dann aber auch gerne bereit, sich zu bewegen.

- Gibt es technische oder sicherheitstechnische Besonderheiten, die ihrerseits einer besonderen Erwähnung bedürfen?

Ja, wenn Sie sicherheitstechnisch sagen, wünschte ich mir, dass es etwas weniger Sicherheitstechnik gäbe und die Besucher von sich aus etwas verantwortungsvoller wären. Dann könnte man sich die unschönen Gatter und manches andere sparen, denn das tut dem Haus nicht gut. Es ist einfach schade darum, aber man hat das leider nicht im Griff, wenn jemand mit einer Rasierklinge eine Seite herausschneidet oder ein Buch klaut. Wir haben versucht, die Sicherheitsstandards und die technischen Standards so unterzubringen, dass sie nicht gar zu offensichtlich auftreten. Es war uns wichtig, dass man sich nachher in der Bibliothek nicht fühlt wie bei George Orwell, nämlich permanent beobachtet, dann liest man auch nicht mehr gerne.

- Was uns allen, den Nutzern wie denjenigen, die täglich in dem Haus arbeiten, natürlich unter den Nägeln brennt, ist die Frage des Baufortschritts, denn alle Baumaßnahmen geschehen bei laufendem Betrieb. Wird der Bau termingerecht fertig, in welchen Schritten?

Er wird natürlich termingerecht fertig. Da sind so viele beteiligt, die darauf achten, und wir wollen es auch. Ohnehin sollte man den Prozess auch nicht allzu sehr ausdehnen; irgendwann einmal müssen die Kinder aus dem Haus und das ist gut so. Die Schritte sind natürlich unterschiedlich. Wir haben zwei große Abschnitte. Der erste ist die Eröffnung des Lesesaals 2008, gemeinsam mit den angrenzenden Bauteilen. Mit dem zweiten Bauabschnitt hoffen wir bis Ende 2011 fertig zu sein. Schwierig ist, dass alle Mitarbeiter der Staatsbibliothek wähl-

rend der Baumaßnahmen im Gebäude bleiben. Uns wäre es lieber gewesen, sie wären ausgezogen, hätten irgendwo ein Interimsgebäude bezogen und wir hätten in Ruhe umbauen können. Die Nutzer und auch unsere Bauleitung tun mir leid. Neben dem permanenten Lärm ist das Schlimme, dass die Sanierungsmaßnahmen bereits mehr als zehn Jahre dauern (Anm. der Redaktion: gemeint ist die vorangegangene Gründungsanierung des Gebäudes) und dass wir, seitdem wir dort sind, insgesamt noch einmal etwa zehn Jahre benötigen werden. Man muss sich das einfach mal vorstellen: Manche

Sicht als Architekt – für den Nutzer dann im täglichen Gebrauch der Bibliothek geben?

Der Nutzer wird natürlich alle Abteilungen viel leichter finden als heute, seine Wege werden unkomplizierter. Er erhält sehr viel bessere Arbeitsplätze als wir das heute haben. Es gibt ein weit besseres Licht, das sind nur die ganz banalen Veränderungen. Vielleicht gibt es auch bessere Stühle, mal sehen. All diese Dinge, die sich um das Buch, das Lesen, das Arbeiten drehen, die werden sehr viel besser werden und sie werden sicher

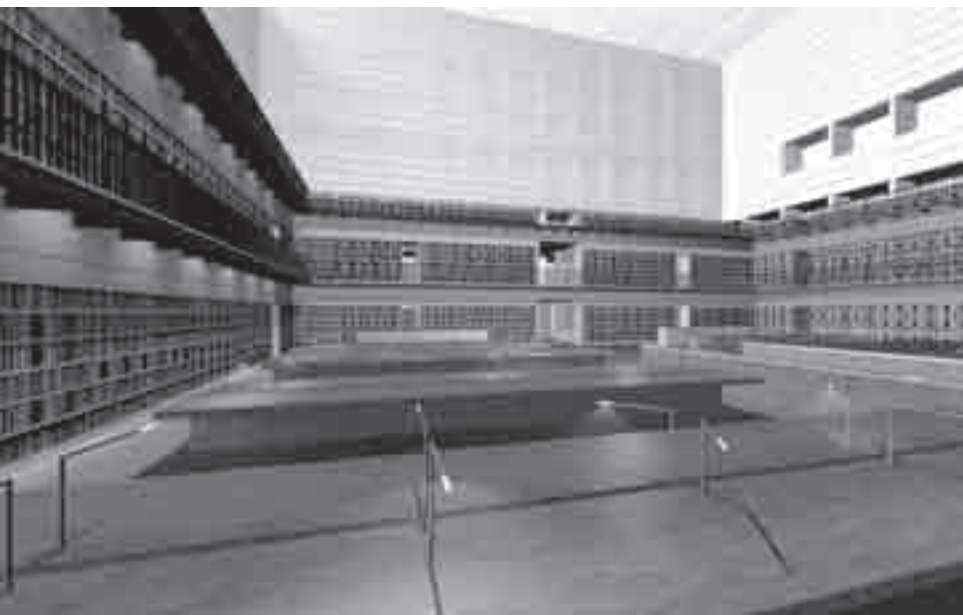


HG Merz Architekten
(Foto: Staatsbibliothek)

Mitarbeiter der Staatsbibliothek Unter den Linden haben ihr ganzes Berufsleben von 20 oder 25 Jahren in einer Baustelle verbracht. Ob man sich dann noch über das Fertige freuen kann, weiß ich nicht.

■ Ganz bestimmt! Über die Schönheit hinaus: Welche ganz pragmatischen Verbesserungen wird es – aus Ihrer

die Arbeit in der Bibliothek erleichtern. Nach wie vor muss man in einer Bibliothek ruhig sein. Das können auch wir leider nicht ändern. Deshalb will ja die Bibliotheksleitung, dass wir so viel wie möglich Teppichböden verlegen, obwohl uns das formal nicht so zusagt. Aber da, denke ich, müssen wir tatsächlich auf die gewünschte Arbeitsatmosphäre Rück-



Innenraum Lesesaal, Entwurf 1999,
Rendering
(© HG Merz Architekten)

sicht nehmen, wir müssen sie schaffen. Was sich für den Besucher auch verändert ist, dass das Haus in vielen Teilen lichter wird, freundlicher, offener und nicht mehr so labyrinthisch; heute weiß man ja oft nicht, wo man eigentlich ist und muss sich schon sehr gut auskennen, zumal man sich immer in einer Baustelle bewegt. Dies alles wird nachher einfacher – es wird eine offene, moderne Bibliothek sein, auch wenn sie einen Lesesaal wie im 19. Jahrhundert hat.

■ Sie sprachen eben bereits die Alte Nationalgalerie an. Werfen wir einen Blick in die Nachbarschaft. Von 1993 bis 2001 haben Sie die Generalsanierung und Ausstellungsplanung der Alten Nationalgalerie auf der Museumsinsel übernommen. Ergebnis ist ein grandioses Museum, dessen selbstverständliches und harmonisches Ganzes von Kunst und Architektur äußerstes Wohlbefinden beim Besucher auslöst und die Konzentration wirklich auf die Exponate lenkt. In diesem Fall

hieß die Aufgabe „Museum“, aber gibt es Erfahrungen, die Sie dort sammelten und die Sie hier wieder anwenden können?

Was wir sicher mitgenommen haben, ist der Umgang mit der alten Bausubstanz. Auch wenn dieser sehr unterschiedlich ist, zumal die Substanz deutlich kontrastiert. Bei der Nationalgalerie besteht ein perfektes Zusammenspiel von Inhalt und Hülle. Die Kunst des 19. Jahrhunderts ausgestellt in einem Gebäude des 19. Jahrhunderts. In einem, wie Herr Schuster immer so schön sagt „Märchenschlösschen des 19. Jahrhunderts“, das trotz der verschiedenen Umbauphasen noch sehr viele Qualitäten hatte. Auch ist die Nationalgalerie im Vergleich zur Staatsbibliothek klein, intim und überschaubar. Sie hat relativ wenige Räume, es gibt drei Ausstellungsgeschosse, damit hat sich es mehr oder weniger. Man geht ein Kabinett nach dem anderen durch. Diese Kabinette sind zum Teil sehr, sehr schön, auch von ihrem Zuschnitt. Dazu kommt die Kunst des 19. Jahrhunderts und es ist perfekt. Die Farben, die Oberflächen sind alle traumhaft. Das haben wir bei der Staatsbibliothek nicht. Bei der Staatsbibliothek ist es ja eher schon das Rathenau'sche Reichsberlin, das sich durch Ihre zeigt. Sie ist von den Oberflächen sehr viel härter und dichter, dumpfer. Die Nationalgalerie hat mehr Luftigkeit und Leichtigkeit. Natürlich muss man aufpassen: Wir können nicht die Staatsbibliothek auf die Nationalgalerie trimmen, das wird sicher nicht gehen. Aber wir können mit der Bausubstanz so umgehen, dass man sie, – da, wo man sie für wertvoll erachtet – ein bisschen hebt und etwas mehr in die

heutige Zeit einbindet, ob es jetzt mit Farbfassungen ist oder mit einem anderen Licht. Das Licht ist in diesem Haus sehr wichtig, es ist ja hier nicht mehr viel passiert seit den 20er Jahren. Mit anderen Worten: Natürlich gibt es Erfahrungen, die wir aus der Nationalgalerie herüber nehmen können, aber ein direkter Vergleich ist überhaupt nicht möglich.

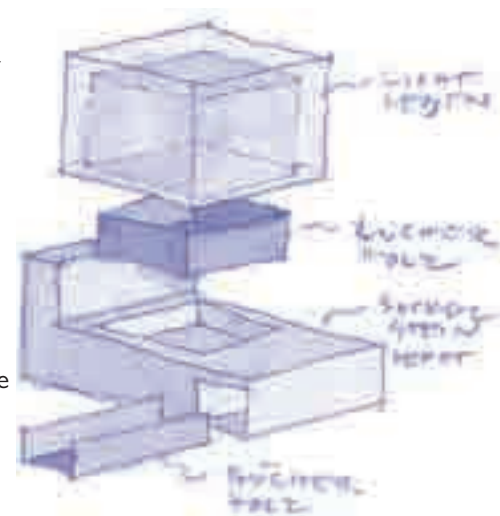
- Bleiben wir noch einen Moment beim Thema Museum und Ausstellung. Zwar gehört das Ausstellungswesen nicht zu den primären Aufgaben einer Bibliothek, wohl aber sollte ein derart außergewöhnlicher Bestand an weltweit herausragenden Kulturschätzen, wie sie die Staatsbibliothek zu Berlin unter ihren Dächern vereint, verpflichtend sein. Mit einer Schatzkammer, einem Raum für Wechselausstellungen und einem Bibliotheksmuseum sieht das Haus einer professionellen räumlichen und technischen Lösung der Voraussetzungen entgegen. Was würden Sie als Besucher, vielleicht sogar als zufällig von den Linden hereinschleudernder Besucher von einer Schatzkammer, aber vor allen Dingen von einem Bibliotheksmuseum der Staatsbibliothek erwarten?

Das sind zwei Dinge: Die Schatzkammer selbst sollte genau das zeigen, was nur die Staatsbibliothek besitzt. Sie sollte die Schätze zeigen, die in den Depots lagern und die selbstverständlich in einem solchen Haus erwartet werden. Die „Nationalbibliothek“ ist nun leider woanders angesiedelt, aber an sich repräsentiert die Staatsbibliothek genau diese. Das heißt, die Schatzkammer muss etwas Einzigartiges sein. Sie sollte sehr museal sein

und es müssten die Schätze häufiger wechseln, das würde ja auch den Exponaten gut tun. Zum anderen würde ich mir von einem Bibliotheksmuseum Unter den Linden in der Nähe der Museumsinsel ein übergreifendes Konzept erwarten. Es müsste um „das Wissen“ gehen, und das Wissen ist sehr breit angelegt, besteht nicht nur in ausgelegten Manuskripten. Geht man zurück auf Humboldt, auf seinen breiten Bildungsansatz, dann würde man das auch ganz gerne in diesem Museum sehen. Es gibt ja sehr viele Gebiete, um die sich die Staatsbibliothek kümmert, wie zum Beispiel die Karten und die Musikautographen, die man in einem Museum mit anderen Schätzen aus dem Besitz der Stiftung anreichern könnte. Mit anderen Worten, aufgrund der Wertigkeit der Bibliothek, ihrer Nähe zur Museumsinsel, vielleicht später noch der Nähe zum Humboldtforum auf dem Schlossplatz, würde ich ein Museum erwarten, das sich mit mehr als mit Büchern und der Geschichte der Bibliothek beschäftigt. Selbstverständlich gehört auch die Geschichte des Hauses dazu, aber das ist nur eines von vielen Themen. Ich denke, man müsste auch jene Besucher hineinholen, die sonst eine Bibliothek nicht betreten, dafür sollte man vielleicht das starre Konzept des reinen Bücherausstellens verlassen.

- Dazu noch ein bisschen konkreter. Sie würden schon mit den Exponaten arbeiten, aber nicht ausschließlich?

Das Exponat empfinde ich nach wie vor als das wichtigste in einem Museum. Museen, die keine Exponate haben, sind eher irgendwelche komischen Erlebniszentren. Das glaube ich, hat die Staats-



Lesesaal Unter den Linden.
Aquarell von HG Merz, 2000

bibliothek nicht nötig. Ich denke, man will kein Erlebnisland, aber ich hätte natürlich gerne eine Vielfalt von Exponaten, nicht nur Bücher, sondern es gehört mehr dazu. Nehmen wir einfach mal Heiner Müller, der hat permanent seine Havannas geraucht. Das kommt in den Büchern nicht rüber, aber das ist der Mensch. Das, was er und was ihn verkörpert, sollte man auch lebendig machen. Dabei ist das Bild sehr wichtig, vor allem die Fotografie. Gerade wenn man über das 20. Jahrhundert spricht, ist das Foto als Medium extrem wichtig. Und da glaube ich, müsste man mehr zeigen, als man in der Bibliothek hat. Die Stiftung besitzt mit all ihren Museen vieles, womit man Bücher ergänzen könnte. Es geht eher um eine Kunstkammer des Wissens, des Lernens, des Lesens, des Aufnehmens, und eine solche kann sicher nicht ohne eine breit angelegte Exponatenauswahl entstehen. Und bitte nicht allzu viele Medien! Denn dies tut der Sache nicht gut. Es muss einfach, ja, eine Wunderkammer werden, die einem das Herz ein bisschen öffnet und etwas mehr vermittelt, als dass ein Buch einfach schön gedruckt ist und dass es ganz tolle Manuskripte gibt, denn das allein käme mir zu staatstragend daher. Und das, denke ich, sollte es nicht sein.

■ Lösen wir uns ein bisschen von der Staatsbibliothek zu Berlin und sprechen von HG Merz, der 1981 sein Büro in Stuttgart eröffnet. Ein Blick auf die Projekte, auf hoch dotierte Wettbewerbe und zahlreiche Preise, die Sie in den vergangenen Jahren erhalten haben, zeigt einen klaren Themenschwerpunkt im Bereich Museums- und Ausstellungsplanung sowie im

Umgang mit historischer Bausubstanz. Gleichzeitig sind die Aufgaben jedoch äußerst heterogen: So erhielten Sie unlängst den Balthasar-Neumann Preis für die Gedenkstätte Sachsenhausen und im Mai wurde das von Ihnen konzipierte Mercedes-Benz Museum in Stuttgart eröffnet. Was ist es, das Sie an diesen unterschiedlichen, inhaltlich nicht einfachen Aufgaben besonders reizt? Sind Sie ein Architekt der stillen Räume?

Die Projekte mögen zwar sehr unterschiedlich erscheinen und sehr heterogen, aber es eint sie alle eins: Es geht um Brennpunkte deutscher Geschichte. Häufig sind es sehr schwere Bürden, mit denen man umgehen muss, ob es die Nationalgalerie ist, die aus den Reparationsanteilen des 70er/71er Krieges bezahlt wurde, ob es das Mercedes-Benz Museum ist, das Museum eines Unternehmens, das in alle, auch in die unheilvollen Zeiten Deutschlands verstrickt war, ob es das Zeppelin-Museum ist oder die Staatsbibliothek – es geht eigentlich immer um Patrimonia, um den Umgang mit deutscher Geschichte. Ob es Ausstellungen sind oder Museen oder ob es, wie in Sachsenhausen, ein Schutzbau ist, alles hat damit zu tun. Sachsenhausen z. B. ist ein Freilichtmuseum der besonderen Art. Diese KZ-Gedenkstätte, die irgendwann zu DDR-Zeiten komplett leer geräumt wurde, um einen Gedenk-Park anzulegen, ist eines meiner wichtigsten Projekte. Hier wollten wir mit unseren Maßnahmen den Blick auf das lenken, was dort mal war und diesen Blick wieder etwas leichter machen. All diese deutschen Bürden spielen in unsere Arbeit mit hinein und ich weiß nicht, ob

alles zu mir gekommen ist oder ob ich es gesucht habe. Man findet natürlich die Aufgaben nach seinen Interessen und mich interessiert das sehr. Deshalb freue ich mich, dass wir immer wieder Aufgaben aus diesem Bereich finden und nicht ein Altenheim bauen oder ein Rathaus. Das interessiert mich eher weniger. Und Einfamilienhäuser möchte ich auch nicht machen. Ich bekomme ja nicht mal mein eigenes hin. Das sind nicht die Aufgaben, die ich suche und an denen ich wachsen kann. Die Auseinandersetzung mit Geschichte ist mir wichtig und dies hat sich auch in meiner Arbeit durchgezogen. Es ist schön, wenn man das dann auch noch bauen darf.

■ Bleiben wir bei Ihren persönlichen Interessen und werfen abschließend einen Blick in die Zukunft. Was würden Sie gerne realisieren, was im Moment noch ganz Gedanke, ganz Idee ist?

Das, was vermeintlich jeder Architekt als erstes macht: sein eigenes Haus, aber das kriege ich in meinem Leben nicht mehr hin.

■ Warum nicht?

Das ist zu schwierig. Ich müsste mich ja plötzlich für einen Zustand entscheiden, nur ein einziges Mal. Wenn man nacheinander zehn Prototypen bauen könnte, dann wäre das vielleicht in Ordnung.

■ Sie sind ihr eigener schwierigster Bauherr?

Ja, das ist sicher, es geht nicht, es wäre für das ganze Büro unerträglich, es wäre

für meine Finanzen unerträglich und vielleicht für mich selbst auch, wenn ich dann nachher darin wohnen müsste. Da ist mir Mies van der Rohe näher, der Zeit seines Lebens in einer Mietwohnung gewohnt hat, in der nur ein paar von seinen Möbeln standen und das war's dann auch. Sehr viele Architekten wohnen nicht in ihren eigenen Häusern. Sie nehmen nur manchmal, wenn sie die Möglichkeit haben, das eigene Haus als erstes Werk, um dadurch bekannt zu werden. Aber das ist bei mir ja jetzt vorbei. Es ist halt etwas, was man immer vor sich herzieht und gerne mal machen würde. Zum anderen gibt so viele Dinge, die man gerne macht, aktuell zum Beispiel ein Museum in der Zeche Zollverein in Essen, das RuhrMuseum, das wir machen dürfen. Das ist ein sehr spannendes Haus mit phantastischen Sammlungen. Und es ist eine wunderbare Gruppe von Wissenschaftlern, die das Ruhrgebiet so anders angeht, dass man sich als Süddeutscher fragt, wieso wohne ich nicht dort? Es gibt viele Dinge, die ich gerne machen würde, im Einzelnen kann ich Ihnen das nicht sagen. Für mich ist es immer spannend, etwas Neues zu machen, an dem tolle Partner beteiligt sind. Man ist ja leider nur so gut wie der Partner, mit dem man das Projekt realisiert, der Auftraggeber, die Baubehörde oder die wissenschaftliche Seite. Wenn man da keinen richtigen Dialog zustande bekommt, der beide weiterbringt, dann ist es schade um die Zeit. Gute Partner, das wünsche ich mir eher als konkrete Projekte oder konkrete Dinge.

■ Herr Merz, ich bedanke mich für das Gespräch.

AMTSDRUCKSCHRIFTEN IN DER STAATSBIBLIOTHEK – TRADITION UND ZUKUNFT

*Dr. Ursula Stanek
ist Leiterin des Referats
Amtdruckschriften in der Abteilung
Bestandsaufbau*

*Dipl.-Bibl. Birgit Rattay, Referats-
leiterin Dr. Ursula Stanek,
Dipl.-Bibl. Astrid Kleinig (v. l.) vor
dem Zugangsregal der deutschen
Amtdruckschriften
(Foto: Staatsbibliothek)*

Was haben folgende Publikationen gemeinsam?

- Writing World History : 1800–2000
- Maria Callas : Die Kunst der Selbstinszenierung
- Der Bodenlehrpfad Sächsische Schweiz

Der gemeinsame Nenner wird erst auf den zweiten Blick sichtbar. In allen drei Fällen handelt es sich um Amtdruckschriften, da sie von einer öffentlich-rechtlichen Einrichtung herausgegeben wurden: dem Deutschen Historischen Institut in London, dem Deutschen Theatermuseum in München und der For-

schungsanstalt für Umwelt und Geologie des Freistaats Sachsen.

Die Palette der Amtdruckschriften ist vielfältig und deckt sämtliche Fachgebiete ab. Als für die Forschung wichtige Primärquellen dokumentieren sie das staatliche Handeln. Bei den Publikationen staatlicher Forschungseinrichtungen handelt es sich aber auch um grundlegende wissenschaftliche Sekundärliteratur.

Doch der Ruf der Amtdruckschriften entspricht nicht ihrer wissenschaftlichen Relevanz: Die wenigsten Benutzer können mit dem Begriff „Amtdruckschriften“ etwas anfangen, obwohl sie die Materialien als wertvolle Quellen für ihre wissenschaftliche Arbeit benutzen. Bei den meisten Bibliothekaren löst der Begriff nur milde Begeisterungstürme aus. Häufige Namens- und organisatorische Änderungen bei den Behörden, schwierige Titelaufnahmen, die unbefriedigende Abgabemoral mancher Herausgeber oder auch der geringe Anteil kooperativer Katalogisierung machen sie zu anspruchsvollen Materialien, die hohe Anforderungen an die Bearbeitung stellen.

Die Wurzeln der Amtdruckschriftensammlung in der Staatsbibliothek zu Berlin reichen bis zur Königlichen Bibliothek zurück. Die Sammlung überstand die



Weltkriege ohne größere Verluste und stellt heute einen wichtigen Sammel-schwerpunkt dar.

Die Staatsbibliothek erfüllt hinsichtlich dieses Bestandes zwei Hauptaufgaben: Zum einen ist sie eine der vier nationalen Sammelstellen für deutsche Amtsdruck-schriften (neben der Deutschen Nationalbibliothek, der Bayerischen Staatsbibliothek und der Bibliothek des Deutschen Bundestages). Ein nationales Depotprogramm für amtliche Publikationen – wie es z. B. in den USA existiert – fehlt in Deutschland. Die Abgabe an die genannten Bibliotheken wird deshalb auf Bundes- und Länderebene durch Erlasse geregelt. Derzeit erhält die Staatsbibliothek die Veröffentlichungen von über 2.200 Herausgebern auf Bundes-, Länder- und kommunaler Ebene.

Zum anderen pflegt die Staatsbibliothek einen in Deutschland einmaligen Bestand ausländischer amtlicher Publikationen. Basis für diesen Bestand ist vor allem der internationale amtliche Schriftentausch. In Regierungsabkommen oder freien Vereinbarungen werden die Tauschbeziehungen geregelt. Tauschpartner sind in der Regel Nationalbibliotheken, die das amtliche Schrifttum als Pflichtexemplare erhalten. Als Gegengabe bietet die Staatsbibliothek etwa 700 Periodika an, die sie aufgrund gesonderter Regelungen in den Erlassen von den Herausgebern in Mehrfachexemplaren erhält.

Eine wichtige Gruppe der internationalen Amtsdruckschriften sind die Publikationen internationaler Organisationen, für die die Staatsbibliothek Depotfunktion wahrnimmt. Über 30 Organisationen lie-



Ein Blick in das UNO-Magazin. In den 50 Jahren als Depotbibliothek wuchs die Sammlung der Druckschriften der Vereinten Nationen auf ca. 690 laufende Meter an, was etwa 18.000 Bänden entspricht. (Foto: Staatsbibliothek)

fern ihre Veröffentlichungen an die Staatsbibliothek, darunter die Vereinten Nationen (seit 1956) oder die Europäische Union (seit 1963).

Eine Analyse im März 2006 ergab, dass der Anteil amtlicher Publikationen am Gesamtzugang der Staatsbibliothek etwa 13 Prozent beträgt; in vielen Fällen handelt es sich hier um singulären Bestand. Innerhalb der Sammlung ist der Bestand an in- und ausländischen Parlamentschriften herausragend. Er zählt etwa 110.000 Bände und reicht bis ins 18. Jahrhundert zurück. Hier pflegt die Staatsbibliothek das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanzierte Sondersammelgebiet.

Mit den eingangs genannten, „klassischen“ Schwierigkeiten im Zusammenhang mit Amtsdruckschriften setzen sich Bibliothekare seit Jahrzehnten auseinander. In den 1990er Jahren kamen mit den elektronischen Publikationsmöglichkeiten neue Herausforderungen und Chancen



Die Sammlung US-amerikanischer
Amtsdruckschriften umfasst mittler-
weile über 400.000 Mikrofiche.
(Foto: K. McCoy)

für das oft schwierig auffindbare und benutzbare Material hinzu.

Für die Herausgeber amtlicher Publikationen bieten digitale Publikationen vor allem Kostenersparnisse hinsichtlich Herstellung und Versand. Zudem können sie sofort im Internet frei zugänglich gemacht und aktuell gehalten werden. Die Benutzer profitieren ebenfalls: Sie sind durch die steigende Zahl der Online-Publikationen nicht mehr auf anspruchsvolles Wissen um die Behördenstruktur, Nachweise in speziellen Verzeichnissen oder in Bibliothekskatalogen angewiesen. Suchmaschinen erfassen und indexieren die Internetseiten amtlicher Herausgeber, jedoch werden die Publikationen in den oft dahinter stehenden Datenbanken von den meisten Suchmaschinen nicht erfasst und ausgewertet. Bibliotheken stellt dieser neue Publikationsweg allerdings auch vor Probleme, insbesondere was das Auffinden, Verzeichnen sowie die langfristige Verfügbarkeit angeht: Wie wird man auf eine neue Online-Publika-

tionen aufmerksam? Nach welchen Standards wird katalogisiert? Wer archiviert wo, wie kann der Zugriff garantiert werden?

Abgesehen von diesen praktischen Aspekten der Bearbeitung werfen die neuen Publikationsmöglichkeiten auch die Frage auf, ob das Sammeln von parallel erscheinenden Druckausgaben überhaupt noch zeitgemäß oder sinnvoll ist. Es besteht keine Garantie, dass ein Dokument, das man im Internet gefunden hat, am nächsten Tag noch dort bereitsteht. Zum Beispiel entfernten US-Regierungsbehörden aus Sicherheitsgründen nach den Anschlägen 2001 viele ihrer bis dahin frei zugänglichen Dokumente von ihren Internetseiten. Angesichts der noch nicht gelösten Frage der Langzeitarchivierung sind jedoch so dramatische Szenarien gar nicht nötig, um die Fortführung gedruckter Amtsdruck-schriftensammlungen zu rechtfertigen.

Nicht zuletzt durch die technologischen Veränderungen ist es erforderlich, dass Bibliotheken ihre Einstellung zu amtlichen Publikationen und ihren Umgang mit diesen ändern.

Traditionell betrachtet man Amtsdruck-schriften in jenen Bibliotheken, zu deren Sammelauftrag sie gehören, vor allem unter dem Aspekt des Zugangs als Pflicht- oder Freiemplare. In der Staatsbibliothek zu Berlin gründete man 1956 eine eigene Sonderabteilung – die Abteilung Amtsdruckschriften und Internationaler Amtlicher Schriftentausch –, deren Mitarbeiter sich auf die Bearbeitung nationaler und internationaler amtlicher Publikationen spezialisierten und

individuelle Benutzungsdienstleistungen anboten. Der Bestandsaufbau war vor allem von formalen Kriterien geprägt; so sammelte man z. B. auf kommunaler Ebene nur Veröffentlichungen von Städten mit mehr als 150.000 Einwohnern. Hauptkriterium für die Sammlung war der Herausgeber, nicht der fachliche Aspekt der Publikationen.

Für die Recherche von Amtsdruckschriften gab es seit Ende des 19. und Beginn des 20. Jahrhunderts gesonderte Verzeichnisse, die sich zumeist an der Behördenstruktur orientierten. Diesen mit sehr hohem Aufwand erstellten Verzeichnissen stand die durchwegs geringe Nutzung des amtlichen Materials diametral gegenüber. Das Bewusstsein der Benutzer, dass für die eigene Fragestellung auch Veröffentlichungen staatlicher Einrichtungen relevant sein könnten, war und ist in den meisten Fällen unzureichend ausgeprägt. Einen ersten Schritt zur Verbesserung dieser Situation stellte die Auswahlbibliographie „Das besondere Thema“ dar, die die Amtsdruckschriften-Abteilung zwischen 1988 und 2004 zu 40 Schwerpunktthemen zusammenstellte.

Anfang 2005 kam es in der Staatsbibliothek zu Berlin im Zuge einer organisatorischen Veränderung auch zu einem Wandel der Grundsätze der Amtsdruckschriftensammlung: Die Amtsdruckschriften-Abteilung wurde in die neue Abteilung Bestandsaufbau integriert, gleichzeitig verschob sich der Fokus der Staatsbibliothek vom eher passiven Sammeln nach formalen Kriterien hin zu einem ihrem Erwerbungsprofil angepassten aktiven Bestandsaufbau. Eine Ent-



Zum Thema Rechtsextremismus wurden über 300 Amtsdruckschriften aus den 1990er Jahren zusammengestellt.

(Quelle: Staatsbibliothek)

scheidung, wie man mit ausschließlich online erscheinenden amtlichen Publikationen umgeht, steht bislang noch aus. Hinsichtlich des Nachweises bietet sich eine Portallösung an, in der gedrucktes und online verfügbares Material über einen zentralen Einstieg thematisch durchsucht werden kann. Um die Benutzung weiter zu fördern, müssen in Zukunft umfangreiche, insbesondere den neuen Medienformen angepasste Informationsangebote aufgebaut werden, die vorrangig nicht den Materialaspekt im Auge haben, sondern fachliche Aspekte. „Government information literacy“ muss ein integraler Bestandteil der allgemeinen „information literacy“ werden.

Dieser 2005 in Gang gebrachte Prozess wird in den nächsten Monaten und Jahren fortgesetzt. Nur so kann die Staatsbibliothek sowohl der umfangreichen konventionellen Amtsdruckschriftensammlung als auch den neuen Publikationswegen gerecht werden.

AUF GUTENBERGS SPUREN IN DEN ORIENT

„Exotische Typen“ aus Berlin

Meliné Pehlivanian
ist Fachreferentin für Afrikanistik
und Armenistik und Kuratorin der
Ausstellung „Exotische Typen“.

Vom 6. April bis 10. Juni 2006 lud eine Ausstellung der Staatsbibliothek zu Berlin mit dem Titel „Exotische Typen. Buchdruck im Orient – Orient im Buchdruck“ zu einer Entdeckungsreise der besonderen Art ein. Die Orientabteilung, berühmt für ihre reiche Sammlung morgen-

grosse in Mainz und Paris sowie mehrerer Kolloquien – das letzte fand erst im April 2006 am Wissenschaftszentrum Berlin statt. Der Eröffnungsvortrag von Professor Dr. Holger Preißler, Institut für Religionswissenschaften der Universität Leipzig, zum „Schreiben und Drucken



Die Ausstellungseröffnung. In der ersten Reihe v. l.: Prof. Dr. Klaus G. Saur, Barbara Schneider-Kempf, Dr. Antonius Jammers, Prof. Dr. Holger Preißler

(Foto: Christine Kösser)

ländischer Handschriften, präsentierte hier zum ersten Mal ungehobene Schätze an frühen orientalischen Typen- und Lithographiedrucken.

Gleichzeitig widmete sich diese Ausstellung einem wissenschaftlichen Thema, das seit dem Jahr 2000 international verstärkt in den Blickpunkt gerückt ist. Die Geschichte des Buchdrucks im Orient war in den letzten Jahren Themen- und Schwerpunkt zweier internationaler Kon-

ferenzen „Exotische Typen“ verdeutlichte auf lebendige Weise, wie eng Handschriften- und Drucktradition im Orient verflochten waren.

Nachdem Johannes Gutenberg um 1450 den Druck mit beweglichen Lettern in Europa begründet hatte, dauerte es hier nur ca. 50 Jahre, bis das gedruckte Buch zumindest die Gebrauchshandschrift im Wesentlichen verdrängt hatte und die so genannte Inkunabelzeit beendet war. Im

Orient hingegen erstreckte sich dieser Prozess vom Ende des 15. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Druckschrift und Handschrift existierten dort oft über Hunderte von Jahren nebeneinander, und das gedruckte Buch emanzipierte sich nur sehr langsam ästhetisch und inhaltlich von der Handschriftentradition.

Bereits um 1475 begannen Juden damit, die Gutenbergsche Erfindung zu nutzen – in Italien, Spanien und Portugal entstanden frühe Zentren des hebräischen Buchdrucks. 1512 folgten die Armenier, die in diesem Jahr ihre ersten Drucke in Venedig herstellten. Konstantinopel wurde zum ersten großen Druckzentrum außerhalb Europas – seit 1493 gab es hier jüdische Druckereien, seit 1567 armenische. Sicher lag es auch an diesen Impulsen, dass die osmanischen Türken 1727 als erstes Volk des islamischen Orients die „schwarze Kunst“ für sich entdeckten. Erst 1785/86 erschien der früheste arabische Typendruck im Orient, und ab 1817 entstanden erste persische Drucke. Die Perser wandten sich jedoch schon bald vom Typendruck ab und dem 1797 von Alois Senefelder entwickelten Lithographiedruck zu. Mit diesem Verfahren konnten Bücher hergestellt werden, die im Erscheinungsbild der Handschrift glichen und daher dem persischen Geschmack eher entsprachen.

Auf einem chronologischen Rundgang konnte die Ausstellung dem Besucher diese unterschiedlichen nationalen Buchdruckkulturen – ergänzt durch eine Auswahl indischer, syrischer, koptischer und äthiopischer Frühdrucke – durch insgesamt 128 repräsentative Exponate erlebbar machen.



Ältestes Ausstellungsstück war eine hebräische auf Pergament gedruckte Inkunabel von 1480. Eine 1494 gedruckte hebräische Bibel, die Luther als Vorlage zu seiner Übersetzung des Alten Testaments diente und von ihm mit Randbemerkungen versehen wurde, zählte zu den Höhepunkten der Ausstellung. Weitere Glanzlichter setzten ein prächtiges

Persischer Frühdruck mit der Darstellung einer Lithographiedruckerei

Bildnis des ersten tamilischen Landpredigers Aaron – einen der frühesten Tamil-Drucke in den Händen haltend



Blick in den Ausstellungsraum
(Fotos: Katharina Fischbach)



armenisches Lektionsbuch aus Konstantinopel von 1686 mit zahlreichen ganzseitigen Holzschnitten, Zierbuchstaben und Vignetten, vier der ersten türkisch-osma-

nischen Drucke, das erste im Orient gedruckte arabische Buch von 1785/86, der 1835 entstandene Erstdruck von „Tausendundeiner Nacht“ aus Buláq/ Kairo, fünfzehn wunderbar illustrierte persische Lithographiedrucke, ein riesiger Prachtkoran aus Delhi von 1889 und Beispiele für frühe indische Drucke. Zu sehen waren auch jene Übersetzungen der Sanskrit-Literatur, die Goethes Indienbegeisterung entfachten. Auf der letzten Station der Ausstellung begegnete dem Besucher Zeugnisse der europäischen Beschäftigung mit dem Orient und seinen Sprachen aus dem 15. bis 17. Jahrhundert. In Bernhard von Breydenbachs „Reise in das Heilige Land“ von 1486 finden sich die Buchdruckpremiere von gleich fünf orientalischen Spra-

chen. Der zweite arabische Typendruck in einem polyglotten Psalter aus Genua von 1516, der erste syrische Typendruck von 1539 aus Pavia und die ersten Berliner „exotischen Typen“ in Leonhard Thurneysers „Magna Alchymia“ von 1583 künden von der Neugier und Unbefangenheit, mit der das humanistische Europa dem Fremden begegnete. Der orientalische Buchdruck in Rom, der hier ebenfalls vorgestellt wurde, folgte natürlich den missionarischen Interessen der katholischen Kirche – was jedoch den ästhetischen und wissenschaftlichen Wert vieler dieser Drucke nicht schmälert. Der Erstdruck des „Kanon“ von Avicenna aus dem Jahre 1583 sowie die reich verzierte erste arabisch-lateinische Ausgabe der Evangelien von 1591, beide mit den berühmten arabischen Typen des Robert Granjon gedruckt, zeugen davon.

Die Präsentation dieses der Öffentlichkeit bislang wenig bekannten Teils unseres reichen Bestandes stieß bei Publikum und Presse auf gute Resonanz. Mit der Aufnahme der Ausstellung in das „Föderale Programm“ der Stiftung Preussischer Kulturbesitz werden die „Exotischen Typen“ aus Berlin sicher noch an anderen Orten Deutschlands zu sehen sein.

Zur Ausstellung erschien ein 215 Seiten umfassender Katalog (ISBN 3-88053-132-3), der Abbildungen aller gezeigten Exponate, deren ausführliche Beschreibung sowie einführende Artikel zu jedem Themenkomplex enthält. Der reich illustrierte Katalog ist zum Preis von 16,00 Euro an den Verkaufsständen der Staatsbibliothek erhältlich. Ein Bezug über den



Buchhandel oder per Emailbestellung über die Homepage der Staatsbibliothek ist ebenfalls möglich – dann jedoch zum Buchhandelspreis von 23,00 Euro.



Armenischer Frühdruck – das Titelblatt ist in der aus der Handschriftentradition stammenden Form einer stilisierten Kanontafel gestaltet

ZUM ERSTEN, ZUM ZWEITEN – UND ZUM LESEN

Über den Besuch von Kinderbuchauktionen

*Carola Pohlmann
ist Leiterin der Kinder- und Jugend-
buchabteilung der Staatsbibliothek
zu Berlin*

Auf Auktionen kann man beinahe alles ersteigern: Chinesische Vasen, Teddybären, die edlen Gewächse des Hauses Rothschild oder ein frisch restauriertes Schloss in Mecklenburg. Die Gründung der Firma eBay im Jahre 1995 hat zu einem wahren Auktionsboom geführt, denn nun kann jeder und jede vom heimischen PC aus die begehrten Objekte suchen, finden und mit ein wenig Glück (und dem nötigen Kleingeld ...) auch kaufen.

Dieser privaten Abendunterhaltung steht der dienstliche Besuch von Buchauktionen gegenüber. Denn auch Bibliotheken werden bei Versteigerungen fündig und während der Antiquariatsmarkt im Allgemeinen eine Krise zu bewältigen hat, erfreuen sich Messen und Auktionen wachsender Beliebtheit. Einige wenige deutsche Bibliotheken, darunter die Staatsbibliothek zu Berlin, können ihre großen historischen Bestände durch antiquarische Ankäufe ergänzen und gehören nach wie vor zu den Stammkunden von Auktionshäusern. Zwar muss in Zeiten sinkender Etats der antiquarische Ankauf noch strenger auf seine Rentabilität geprüft werden als dies ohnehin bereits geschah, trotzdem bleibt der Besuch von Auktionen ein wichtiger Bestandteil des Erwerbungs geschehens.

Auch wenn Versteigerungen zum bibliothekarischen Alltag gehören, so werden

sie selten Routine. Jede Auktion bringt Unerwartetes und immer bleibt ein Rest Aufregung. Wird es gelingen, das schon lange gesuchte Buch für einen moderaten Preis anzukaufen? Wie stark ist die Konkurrenz? Bei den Kinder- und Jugendbüchern sind die institutionellen Bieter in der Minderheit. Einige wenige Bibliotheken, Museen und Forschungseinrichtungen sammeln historische Kinderliteratur. Dem steht eine große Zahl privater Sammler entgegen, die oft bereit sind, sehr hohe Summen für rare Titel zu bezahlen. Da inzwischen auch Kunden aus anderen europäischen Ländern und den USA, die direkt oder über Antiquare ihre Gebote abgeben, den deutschen Kinderbuchmarkt entdeckt haben, können die Preise mitunter in Schwindel erregende Höhen klettern. Wenn besonders seltene Stücke versteigert werden, die seit Jahren nicht auf dem Antiquariatsmarkt aufgetaucht sind, ist die Atmosphäre spannungsgeladener als in einem Kriminalfilm. Da gerade bei hochpreisigen Titeln die Gebote schnell aufeinander folgen, muss man besonders aufmerksam sein und gelassen bleiben, denn sonst kann es passieren, dass man zwar die Mitbietenden überflügelt hat, dafür aber eine Summe ausgeben muss, die eigentlich nicht veranschlagt war.

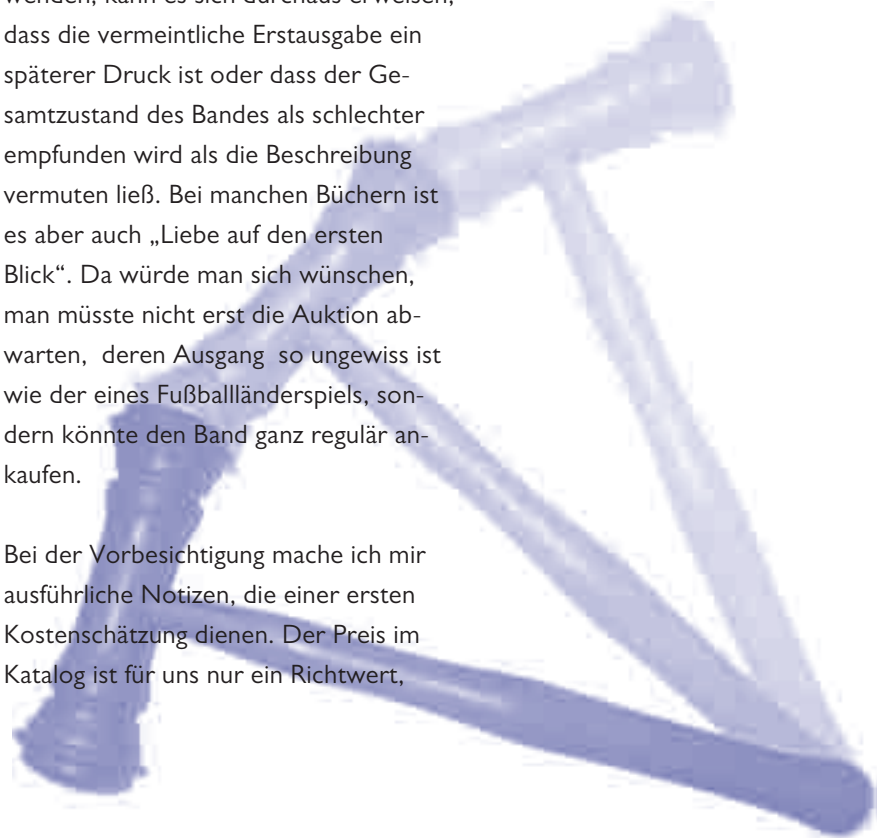
Auktionen werden sorgfältig vorbereitet. Bei der Durchsicht der Auktionskataloge

werden die für uns interessanten Titel notiert. Von Interesse können ganz unterschiedliche Stücke sein: besonders frühe Werke, bei Kinderbüchern sind das Publikationen aus dem 16. und 17. Jahrhundert, wichtige Ausgaben von Kinderbuchklassikern, Bücher von bedeutenden Autoren und Illustratoren, Titel aus der Zeit zwischen 1871 und 1912, einem Zeitsegment, für das die Staatsbibliothek innerhalb der „Sammlung deutscher Drucke“ einen besonderen Sammelauftrag besitzt, fehlende Bände von Zeitschriften und mehrbändigen Werken u. a. Es wird sowohl Deutsch- als auch Fremdsprachiges erworben, doch im Vordergrund steht für die Kinder- und Jugendbuchabteilung die Ergänzung ihrer Sammlung alter deutscher Kinderbücher. Trotz der Dichte unseres Bestandes machen wir gerade in Auktionskatalogen immer wieder Entdeckungen. Leider ist das Preisniveau in unserem Fachgebiet nicht zuletzt durch die zahlreichen privaten Sammlerinnen und Sammler sehr hoch. Bilderbücher der Biedermeierzeit zum Beispiel sind für Institutionen fast unerschwinglich geworden. Da die Sammelleidenschaften einem ständigen Wandel unterliegen, können sich die Kosten für einzelne Titel im Laufe weniger Jahre drastisch verändern. In einem vergleichsweise kleinen Gebiet wie dem des Kinder- und Jugendbuchs kann ein neuer Sammler, wenn er über die nötigen Mittel verfügt, das Preisgefüge entscheidend prägen. Die plötzlich steigende oder abflauende Nachfrage nach Andersen-Ausgaben oder Struwwelpetriaden hinterlässt ihre Spuren in den Auktionsergebnissen. Ist eine wichtige Struwwelpeteradaption (von denen es Hunderte gibt, die umfassende Bibliogra-

phie von Reiner Rühle „Böse Kinder“ zählt mehr als 1500 Titel auf) in den drei großen deutschen Privatsammlungen vorhanden, kann auch die Staatsbibliothek sich Hoffnungen machen, das Buch zu ersteigern.

Nach der Durchsicht der Auktionsverzeichnisse werden die Titel zunächst nochmals an den Katalogen der Bibliothek überprüft. Mitunter ergibt diese Recherche den erfreulichen Hinweis, dass sich das Buch bereits im Hause befindet, oft erhält man aber auch die Information, dass es sich um einen Kriegsverlust handelt. Eine Vorbesichtigung wird für die Berliner Auktionen immer vorgenommen. Bei Auktionen in anderen Städten bitten wir meist Kollegen aus den Bibliotheken vor Ort um eine Begutachtung. Diese Einsichtnahme ist zur Preisbildung notwendig und darüber hinaus manchmal sehr aufschlussreich. Denn bei aller Mühe, die Antiquare auf die Erstellung ihrer Auktionskataloge verwenden, kann es sich durchaus erweisen, dass die vermeintliche Erstausgabe ein späterer Druck ist oder dass der Gesamtzustand des Bandes als schlechter empfunden wird als die Beschreibung vermuten ließ. Bei manchen Büchern ist es aber auch „Liebe auf den ersten Blick“. Da würde man sich wünschen, man müsste nicht erst die Auktion abwarten, deren Ausgang so ungewiss ist wie der eines Fußballländerspiels, sondern könnte den Band ganz regulär ankaufen.

Bei der Vorbesichtigung mache ich mir ausführliche Notizen, die einer ersten Kostenschätzung dienen. Der Preis im Katalog ist für uns nur ein Richtwert,



immer muss ein eigenes Limit gesetzt werden, das sich am Wert des Buches, an der Etatsituation sowie den etwaigen Restaurierungskosten misst. Der Erhaltungszustand von Kinderbüchern ist oft problematisch. Die meisten antiquarisch erworbenen Bände sind ja bereits durch Kinderhände gegangen und nicht besonders sorgsam behandelt worden. Neben defekten Einbänden sind herausgerissene

der Vorbesichtigung bedacht und notiert, bevor in der Bibliothek die Kontrolle der Auktionspreise durch den Vergleich mit Jahrbüchern und Antiquariatskatalogen beginnt.

Eine weitere wichtige Quelle für die Kalkulation ist das Internet. Hier können Vergleiche zu den Schätzwerten der Auktion gezogen werden. Mancher Titel wird auch in einem anderen Antiquariat zu einem günstigeren Preis entdeckt und kann dann direkt bestellt werden. So wurde im vergangenen Jahr „Die Fischreise“, ein rares Bilderbuch von Tom Seidmann-Freud, einer Nichte Sigmund Freuds, auf einer Auktion angeboten. Im Katalog erschien es zunächst nicht zu teuer. Da es sich aber um ein von Institutionen wie Privatsammlern besonders gesuchtes Werk handelt, war abzusehen, dass der Schätzwert in der Auktion beträchtlich überboten werden würde. Parallel dazu waren wir auf ein Angebot dieses Titels im Zentralen Verzeichnis Antiquarischer Bücher (ZVAB) gestoßen, das



Tom Seidmann-Freud: *Die Fischreise*, Berlin, 1923

Seiten und Kritzeleien charakteristische Schäden an Kinderbüchern. Gute Exemplare sind deshalb oft sehr teuer. Es kann also durchaus sinnvoll sein, einen Band mit losen Seiten oder fehlendem Rücken zu erwerben und ihn hinterher buchbinde- risch bearbeiten zu lassen. Das setzt aber voraus, dass die geschätzten Kosten zum Ankaufspreis addiert werden – diese Bände sollten deshalb in der Anschaffung besonders günstig sein. All das wird bei

zwar über dem im Auktionskatalog lag, aber insgesamt moderat war. Während der Auktion stieg der Katalogpreis fast auf das Vierfache des Ausgangswertes an, weil mehrere Interessenten das Buch unbedingt ersteigern wollten. Noch während der Auktion bat ich meine Kollegin telefonisch, den Band aus dem ZVAB zu bestellen und wir waren sehr glücklich, dass uns ein so günstiger Ankauf gelungen war.

Immer wieder kann man verblüfft beobachten, wie der Drang, ein begehrtes Objekt zu „erjagen“, Käufer Summen ausgeben lässt, die mit dem Wert des Bandes nur noch in loser Verbindung stehen. Das darf Mitarbeitern von Institutionen, die mit Steuergeldern finanziert werden, natürlich nicht passieren. Deshalb setzen wir uns ein Limit für jeden einzelnen Band und ein Gesamtlimit für die Auktion, das nicht überschritten werden darf. Doch einen gewissen Spielraum muss man sich selbst gestatten – denn es gibt sie eben, die „Liebe auf den ersten Blick“. Und es gibt Bände, wirkliche Raritäten, die so selten antiquarisch angeboten werden, dass man vielleicht nur einmal im Leben die Möglichkeit hat, sie zu erwerben. In diesen Fällen ist angebracht, was doch sonst mit dem Beruf des Bibliothekars (leider) so selten in Verbindung gebracht wird: Leidenschaft. Zwar kann selbst dann der für die Auktion veranschlagte Etat in der Regel nicht erhöht werden, aber alle Reserven werden ausgeschöpft. Gibt es Fördermittel, Sonderfonds oder Mäzene? Lässt die Auktion selbst noch Modifikationen zu? Manche Bücher werden ja unter dem Schätzwert – der erste Ausruf beginnt in der Regel mit zwei Dritteln des Katalogpreises – oder doch wenigstens unter unserem Limit verkauft. Wenn andere Auktionsbesucher den Wert eines angebotenen Werks nicht erkennen, sind überraschend preiswerte Erwerbungen möglich. So konnte das seltene Bilderbuch von Theodor Drobisch „Der alte Fritz u. ‚Unser Fritz‘“ (gemeint sind Friedrich II. und Kronprinz Friedrich Wilhelm, der später als Kaiser Friedrich III. nur 99 Tage an der Macht war) zu knapp 60 Prozent des Schätzwertes ersteigert

werden. Ein günstiger Kauf; bedeutsam ist das Buch besonders deshalb, weil Friedrich III. auf Grund seiner kurzen Regierungszeit kaum Beachtung in der Kinder- und Jugendliteratur fand. Drobischs Band ist eines der wenigen Zeugnisse über diesen Kaiser, auf den das liberale Bürgertum große Hoffnungen gesetzt hatte.

Das so gesparte Geld kann dann in Ausnahmefällen dazu dienen, ein Buch zu erwerben, das teurer wurde als zunächst gedacht. Dabei muss auch berücksichtigt werden, dass ein grundsätzlicher Preisverfall im Bereich des Kinderbuchs nicht zu erwarten ist. Selbst wenn die Preise für manche überschätzten und überteuerten Werke sich im Laufe der Jahre von selbst regulieren, ist die Nachfrage ungebrochen. Auch in Zukunft werden historische Kinderbücher wohl immer teurer werden und manches, was heute noch für eine dreistellige Summe erworben werden kann, wird in zehn Jahren bereits im vierstelligen Bereich liegen. Denn inzwischen hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, was für wichtige Quellen Kinderbücher sind – für soziologische, pädagogische und medienhistorische Forschungen, für Literatur- und Kunstgeschichte, aber auch für die Geschichte von Handwerk und Naturwissenschaften. Deshalb ist es von Bedeutung, ob ein seltenes Werk durch eine öffentliche Sammlung erworben werden kann, die Wissenschaftlern



Theodor Drobisch: *Der alte Fritz u. „Unser Fritz“*, Dresden, 1875

zugänglich ist, oder ob es als Liebhaberstück in einem privaten Bücherschrank steht.

Ich habe Hochachtung vor den privaten Sammlern, vor ihrem Wissen über Literatur, ihren erstaunlichen Detailkenntnissen, vor ihrer Liebe zu ihren Büchern, vor ihrem Engagement, ihren mitunter detektivischen Fähigkeiten beim Aufspüren rarer Titel, vor ihrer Bereitschaft, alle

verfügbaren Mittel in ihre Sammlungen zu investieren, und ich bin dankbar dafür, dass ich im Laufe der Jahre sehr viel von ihnen lernen durfte – aber bei einer Auktion, da möchte ich doch (und ich möchte es unbedingt), dass gerade die seltensten Kinderbücher von der Staatsbibliothek ersteigert werden. Damit sie zum Ersten erworben, zum Zweiten katalogisiert und zum Dritten von Ihnen bei uns gelesen werden können.

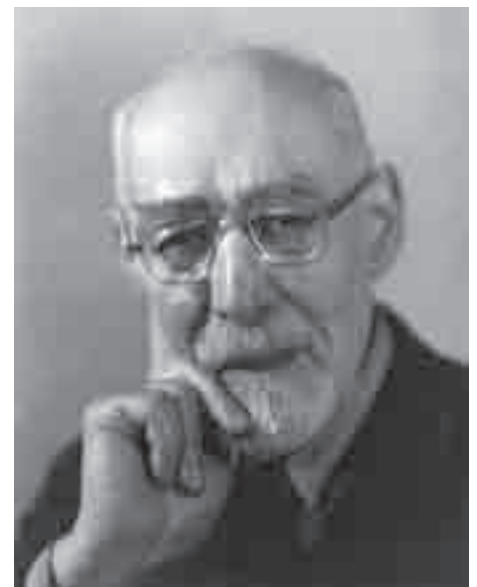
AUS DEN PRIVATBIBLIOTHEKEN VON LEO BAECK UND ARTHUR RUBINSTEIN

Die Staatsbibliothek restituiert NS-Raubgut an die Erben der jüdischen Eigentümer

*Dr. Martin Hollender
ist Referent in der Generaldirektion*

Erstmals gelang es der Staatsbibliothek zu Berlin, unrechtmäßigen Besitz in ihren Beständen, der aus geraubtem jüdischem Eigentum stammt, an die rechtmäßigen Erben zurückzugeben.

Bei Recherchen in unbearbeiteten Altbeständen stieß die Staatsbibliothek zu Berlin auf insgesamt 17 Bücher und Broschüren, die der verschollenen Privatbibliothek Leo Baecks entstammen. Baeck gilt als der Hauptrepräsentant des liberalen deutschen Judentums der Vorkriegszeit. Neben seiner Tätigkeit als Rabbiner in der Synagoge der Charlot-



*Leo Baeck um 1950
(Foto: Hans G. Casparius)*

tenburger Fasanenstraße nahm er zahlreiche politische und administrative Aufgaben wahr. Weltweit erinnern mit seinem Namen Forschungseinrichtungen, Synagogen, Preise, Stiftungen und Ausbildungsstätten an die Leistungen Leo Baecks.

Wie – und vor allem: warum – die Fragmente der Privatbibliothek Baecks in die Staatsbibliothek gelangten, ist kaum mehr zu klären; vermutlich wurden die Bücher 1944 aus der Preußischen Staatsbibliothek Unter den Linden nach Hessen ausgelagert, von wo aus sie – nach drei interimistischen Jahrzehnten in Marburg – in den siebziger Jahren in die Staatsbibliothek in Berlin (West) gelangten.

Es handelt sich bei den in Berlin entdeckten Büchern zum einen um fünf identische Sonderdrucke seines Aufsatzes „Der Ibri“ aus dem Jahre 1939, publiziert in der Berliner „Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums“, zwangsweise bereits unter dem Namen „Leo Israel Baeck“. Das Auftreten nur eines einzigen Sonderdruckes würde auf ein Exemplar hindeuten, das Baeck einem Bekannten zugeeignet hätte; fünf – überdies nicht mit handschriftlichen Widmungen versehene – Exemplare dieses Sonderdruckes indes besaß aber wohl nur der Verfasser Baeck selbst.

Drei Druckschriften – zwei in hebräischer Sprache, gedruckt 1878 in Warschau, sowie der Jahresbericht des jüdisch-theologischen Seminars „Fraenkel'scher Stiftung“ für das Jahr 1875 – sind mit Bleistift mit dem handschrift-



lichen Eigentümergevermerk *Leo Bäck* versehen. Die Verwendung des Umlautes ä mag zunächst verwundern, bestätigt jedoch eher die Zuschreibung der Bücher an Baeck als sie zu widerlegen. In der Tat wurde die Geburtsurkunde Baecks im Jahre 1873 auf Leo Bäck ausgestellt und noch die 1895 vorgelegte Dissertation verwendete den Umlaut. Es war der ältere Bruder Leo Baecks, Alfred Baeck, der den Familiennamen änderte, und dessen Beispiel die jüngeren Brüder dann folgten.

Am nachdrücklichsten auf Leo Baeck aber verweist die jiddische Broschüre mit dem Titel „Sidur Raschban“, verlegt in Wien 1894 und verfasst von Salomon

Hebräische Druckschrift mit handschriftlichem Besitzvermerk „Leo Bäck“

Zehn Bände aus der Bibliothek
Baeck, in blaues Papier eingebunden

Schück (1844–1916), dem Bezirksrabbin-
ner im ostungarischen Ort Karczag.

Vermutlich der Verfasser selber, Salomon Schück, sandte ein Exemplar dieses broschierten Werkes an Leo Baeck, der es – wie in jenen Jahren nicht unüblich – beim Buchbinder in feste schwarze Pappe binden ließ. Warum auch immer: Der Buchbinder band jenen Teil des Briefumschlages oder des Streifbandpapiers, der den Adressaten der Postsendung aus Karczag bezeichnete, mit ein. „An S. Ehrwürdigen Herrn Rabbiner Dr. Leo Bäck in Oppeln, Preuss. Schlesien“ richtete sich mit verwishtem und unleserlichen Datumsstempel der ungarischen Post die Büchersendung an Leo Baeck, der im Frühsommer 1897 seine erste Rabbinerstelle im oberschlesischen Oppeln angetreten hatte. – Die verbleibenden acht Bände sind nicht namentlich gekennzeichnet. Ihre Provenienz aus der Sammlung Baeck ergibt sich jedoch weitgehend zweifelsfrei aus ihrem charakteristischen, laienhaft handgefertigten Ein-

Salomon Schück: „Sidur Raschban“,
per Post an Leo Baeck nach Oppeln
versandt.



band aus festem blauem Papier, exakt jenem Einbandmaterial, das auch für die oben genannten, 1878 in Warschau gedruckten Bücher mit Namensvermerk verwendet wurde.

Die viele Tausend Bände umfassende Privatbibliothek Leo Baecks in seiner Wohnung in Berlin-Schöneberg, in einem, so der Baeck-Biograph Leonard Baker, „hohen Raum mit einer Leiter, die auf Rollen an den Bücherregalen entlanggefahren werden konnte“, gilt als verschollen, seit Baeck im Januar 1943 nach Theresienstadt deportiert worden war. „None of us knew what happened to the library and other contents of his apartment in Berlin Schoeneberg“, erinnerte sich Marianne C. Dreyfus, die in New York lebende einzige Enkelin im Mai 2005 in einem Schreiben an Klaus-Dieter Lehmann, den Präsidenten der Stiftung Preussischer Kulturbesitz. Vor diesem Hintergrund ist es umso erfreulicher, dass nun – freilich in leider völliger Unkenntnis der Herkunft dieses bibliothekarischen

Zufallsfundes – einige wenige Bücher aus der Bibliothek Baeck dieser Sammlung zugeordnet und rückübereignet werden konnten.

Die Bücher wurden im April 2006 an Marianne C. Dreyfus restituiert. Mrs. Dreyfus, geboren 1925 in Berlin als Tochter von Ruth Baeck und Hermann Berlak, wurde am 10. November 1938, am Tag nach der Reichspogromnacht, des Hohenzollern-Gymnasiums in Berlin verwiesen. Ein Kindertransport ermöglichte ihr im Januar 1939 die Emigration nach London. Später studierte sie in London Chemie, heiratete 1950 den Rabbiner A. Stanley Dreyfus und lebt jetzt in New York.

Wenige Tage nach der Bücherrestitution an Mrs. Dreyfus gelang es erneut, NS-verfolgungsbedingt geraubten Buch- und Handschriftenbesitz aus jüdischer Provenienz rückzuübereignen. Am 5. Mai 2006 wurde eine aus insgesamt 71 Positionen bestehende Sammlung von Musikalien aus dem Besitz des Pianisten Arthur Rubinstein an dessen in New York lebende Kinder übergeben.

Es handelt sich um Autographe, Abschriften, Fotokopien von Abschriften und Drucke verschiedener Komponisten, die zum Teil mit einer persönlichen Widmung an Arthur Rubinstein versehen sind. Unter ihnen finden sich mehrere Autographe des aus Berlin stammenden, kommunistischen jüdischen Komponisten und Emigranten Stefan Wolpe (1902–1972) und der französischen Komponistin Germaine Tailleferre, die Mitglied der Pariser Gruppe „Les Six“ war und nicht zuletzt durch Rubinsteins Inter-



pretation ihrer Kompositionen internationale Bekanntheit erlangte; ferner Abschriften von Werken Heitor Villa-Lobos' sowie Autographe anderer südamerikanischer Komponisten.

In den nun, nach bald siebzig Jahren, in die Hände der Nachkommen übergebenen Musikalien spiegelt sich auch die Zerrissenheit der mitteleuropäischen Geschichte des 20. Jahrhunderts – eine Jahrzehnte währende Odyssee durch drei Länder und mehrere Regimes hat ein tröstliches und dennoch wehmütig stimmendes Ende gefunden. Arthur Rubinstein, geboren 1887 im polnischen Lods (heute: Lodz) als Sohn einer jüdischen Handweberfamilie, war als weltweit gefeierter Pianist im Herbst 1939 von Paris in die USA emigriert. In seinen Memoiren erinnert sich Rubinstein an die Tage vor seiner Schiffsreise:

„Man erlegte uns auf, möglichst wenig Gepäck mitzuführen, was recht frustrie-

*Arthur Rubinstein liest im Londoner Hotel Savoy in seinem Terminkalender, ca. 1965
(Foto: bpk)*

rend war, da ich geplant hatte, auf der ‚Nieuw Amsterdam‘ in Schrankkoffern alles mitzuführen, was ich nicht zurücklassen wollte. Wir packten also nur das Nötigste in einige Koffer, und beim Anblick meiner geliebten Bücher, der Noten und meines herrlichen Picasso, die alle zurückbleiben mussten, wurde mir das Herz schwer.“

Programm – Arthur Rubinstein spielt
Heitor Villa Lobos

PROGRAMMA

Quarta-feira, 5 de Julho de 1922
3.º concerto do famoso pianista
Arthur RUBINSTEIN

Tocata e Fuga.....	WACH - TAUBIG
Prelúdio, Coral e Fuga.....	CESAR FRANCK
A Prote da Bêta H. VILLA LOBOS	
Branquinha.....	A boneca de louça
Morcinha.....	massa
Cabocinha.....	fruta
A Pubesinha.....	trigo
Negrinha.....	pele
Brasão.....	plano
O Polichineta.....	
Barcarola, Op. 10 CHOPIN	
Dois estudos LISZT	
Rêve d'amour	
Rhapsodia XII	

Grande piano de concerto — Blüendörfer —
cedido pela Escola de Musica Figueiredo Ross

54

A SOCIEDADE ELEGANTE
é convidada a visitar a **GUANABARA**
na sua nova e luxuosa instalação para
ver como, sem pagar esagros, lhe é
possível vestir-se com os maxmos
fintaximas tecidos e com a maxma
distinção das casas de luxo.
R. CARIOCA, 54 CENTRAL 22

Nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Paris im Juni 1940 und der Besetzung seiner Wohnung konfiszierte der „Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg“ die Bibliothek Rubinsteins, der schon als Jugendlicher Proust, Ravel, die Rothschilds und Camille Saint-Saëns kennengelernt hatte, und überführte sie nach Berlin ins Reichssicherheitshauptamt. Hier, in einem ehemaligen Logengebäude in der Emser Straße 12–13 in Wilmsdorf, überdauerten die überall in Europa geraubten öffentlichen und privaten Bibliotheken und Sammlungen die Bombardements auf Berlin zunächst unbeschadet bis zur Nacht vom 22. auf den 23. November 1943, als 250.000 der dort gelagerten Bücher bei einem Angriff vernichtet wurden. Was überlebte, wurde nach Kriegsende erneut, diesmal von der Roten Armee, konfisziert und in die UdSSR transportiert. Nach einem Bericht der Sowjetischen Trophäenkommission vom 31. März 1946 wurden auf der Emser Straße insgesamt 47 Kisten mit Büchern entnommen und nach Moskau verschickt. Vorwiegend handelte es sich um Literatur aus beschlagnahmten Freimaurerlogen, Zeitschriften jüdischer Vereine in England und Amerika, gebundene deutsche Zeitungen, Literatur über Sigmund Freud – wie auch um jene Dokumente aus der Privatsammlung Rubinstein.

1958/59 entschloss sich die Sowjetunion, einen Teil der damals als „Beutekunst“ verlagerten deutschen Kulturgüter in ihr Heimatland zurückzugeben, so dass das Eigentum des seit 1954 wieder in Paris lebenden Rubinstein erneuter Wanderschaft ausgesetzt war – diesmal in die DDR, in die Musikabteilung der

Deutschen Staatsbibliothek in Berlin (Ost), Teil der heutigen Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz. Niemand mehr vermochte mittlerweile die Provenienz dieser ‚herrenlosen‘ Musikalien zu identifizieren; jahrzehntelang blieben sie in der DDR unerkant und unbearbeitet. Erst neueste Provenienzrecherchen internationaler Musikwissenschaftler, namentlich jene des niederländischen Beutekunstspezialisten Willem de Vries, machten die Einordnung in die Privatsammlung Arthur Rubinsteins möglich, woraufhin sich die Stiftung Preußischer Kulturbesitz mit den Erben in Verbindung setzte. Rubinstein starb 1982 in Genf; weitere Teile seiner Kollektion befinden sich noch heute in russischen Archiven und harren einer Rückgabe.

Am 5. Mai übergab der Generalkonsul der Bundesrepublik in New York, Dr. Hans-Jürgen Heimsoeth, die Rubinstein-Archivalien im Rahmen eines kleinen Festakts an Dr. Alina Rubinstein, Eva und Paul Rubinstein, drei seiner vier Kinder. In den Botschaftsräumen erklang zum Gedenken an einen der größten Pianisten des 20. Jahrhunderts eines der restituierten Stücke – das Klavierkonzert „Rudepoema para piano 1921–1926“ des brasilianischen Komponisten Heitor Villa-Lobos, den Rubinstein 1917 auf einer Tournee durch Südamerika kennen und schätzen gelernt hatte.

Leo Baeck und Arthur Rubinstein – zwei Zufallsfunde aufgrund einer gründlichen Sichtung bisher unbearbeiteter und somit unbeachtet gebliebener Magazinbestände. Handelt es sich auch nur um Bruchstücke der einstmals umfangreichen



privaten Sammlungen, erfolgten die Restititionen auch erst Jahrzehnte nach dem Tod ihrer Eigentümer, so machen die Rückübertragungen an die Erben doch deutlich, dass es sich auch heute, sieben Jahrzehnte nach den Raubzügen des NS-Regimes an jüdischem Eigentum in ganz Europa, noch immer lohnt, zu recherchieren und die noch unbearbeiteten wie auch die bereits inventarisierten Sammlungen einer kritischen Prüfung zu unterziehen.

*Arthur Rubinstein am Flügel während einer Konzertprobe, ca. 1960
(Foto: bpk)*

WAS FLIEGT DENN DA ...?

Einblattdruck – Neue Zeitung – Pamphlet – Karikatur –
Flugblatt / Ein Tagungsbericht

*Dr. Christiane Caemmerer
ist Mitarbeiterin im Referat Einblatt-
materialien der Handschriften-
abteilung*

Es war 1975 bei einem ersten Arbeitsgespräch in Wolfenbüttel, so erinnerte sich der Münchner Germanist Wolfgang Harms, dass eine junge Bibliothekarin aus der Berliner Staatsbibliothek sich zu Wort meldete und darauf hinwies, dass die Staatsbibliothek neben den illustrierten Flugblättern der Frühen Neuzeit auch eine große Anzahl einblättriger Drucke aus allen Jahrhunderten habe, die nicht dezidiert Flugblätter seien, aber dennoch bei einer intensiveren Beschäftigung mit diesem Medium nicht außen vor bleiben dürften.

Die junge Bibliothekarin, die da in Wolfenbüttel auf die Problematik der Einblattdrucke in Bibliotheken aufmerksam machte, war Dr. Eva Bliembach, die –

später als Leiterin des Referats Einblattmaterialien – drei Jahrzehnte lang die kulturhistorischen Einblattdrucke an der Staatsbibliothek zu Berlin betreute und den wissenschaftlichen Lesern mit ihrer breiten Kenntnis den Bestand erschloss. Im Laufe der Zeit kamen Porträts, Exlibris und Theaterzettel dazu. Wenn ihr auch alle ihre „Gattungskinder“ gleichermaßen ans Herz gewachsen waren – und das zeigte immer wieder ihre kompetente Beratung der Benutzer – so war Dr. Bliembach doch den kulturhistorischen Einblattdrucke in ganz besonderem Maße verbunden. Dies war der Grund, weshalb die Staatsbibliothek zu Berlin aus Anlass ihrer Pensionierung zusammen mit dem Studiengang Editions-wissenschaft der Freien Universität Berlin vom 23. bis zum 25. März eine internationale Tagung zum Thema: „Flugblätter vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart als kulturhistorische Quellen und bibliothekarische Sondermaterialien“ veranstaltete.

Ziel der von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten und von Dr. Klaus Kirchner freundlich unterstützten Tagung war der Austausch zwischen der historischen und philologischen Forschung und den bibliothekarischen Modellen der Erschließung und Bereitstellung dieser publizistischen Gattung. Dazu

*Vor Beginn der Tagung: Ankunft der
Teilnehmer und Zuhörer
(Fotos: Staatsbibliothek)*



trafen sich 24 Literaturwissenschaftler, Historiker, Bibliothekare und Archivare aus Frankreich, der Schweiz, Österreich, Polen, den Niederlanden und Deutschland im Simón-Bolívar-Saal der Staatsbibliothek zum wissenschaftlichen Gespräch vor einem interessierten Publikum.

Vor allem drei Themenkreise bestimmten diese Tage im März:

- Die wissenschaftliche Erschließung der frühneuzeitlichen Flugblätter, die nach Jahren der philologisch historischen Betrachtung jetzt verstärkt das Bild und seine Bedeutung für den Kommunikationsprozess in den Mittelpunkt rückt.
- Die elektronischen Erschließungsmodelle der Bibliotheken und die Möglichkeiten der digitalen Präsentation des Materials.
- Das Flugblatt als bis heute aktive Textsorte der Provokation und Information in bibliothekarischen und archiva-lischen Sammlungen.

In seinem Eröffnungsvortrag gab Wolfgang Harms einen Überblick über die wissenschaftliche Erschließungsgeschichte der frühneuzeitlichen Flugblätter, die bis zur Mitte der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts vor allem in der Hand einer häufig national orientierten Volkskunde, der Kunstgeschichte und der Zeitungsforschung gelegen hatte. Erst mit der Erkenntnis, dass Flugblätter inhaltsreiche Quellen für die Politik- und Sozialgeschichte, für Medizin- und Theologiegeschichte und nicht zuletzt literarische Zeugnisse sind, begann ein neues Kapitel der Erschließung, die jetzt vor allem in der Hand der Literaturhistoriker



Prof. Dr. Wolfgang Harms (München) bei seinem Eröffnungsvortrag

liegt. Es werden nun die verschiedenen Bedeutungsebenen der Blätter berücksichtigt, die politische Fakten gleichzeitig mitteilen und heilsgeschichtlich auslegen können. Bestes Zeugnis für diese Umorientierung ist die beispielhafte Bild-Text-Edition des Wolfenbütteler, Düsseldorf und Züricher Bestandes unter der Federführung des Referenten.

Dr. Eva Bliembach lauscht zusammen mit Prof. Dr. Peter André Alt (FU) und Prof. Dr. Eef Overgaauw den Vorträgen





Die Moderatoren Dr. Christiane Caemmerer und Dr. Jörg Jungmayr (FU) im Gespräch

Die meisten Beiträge der Frühneuzeitforscher gingen dann auf das Bild im Vermittlungszusammenhang mit dem Text ein. Am Beispiel von Hans Sachs zeigte Michael Schilling (Magdeburg), wie die Illustration, nachdem sie am Anfang nur Schmuckelement eines Flugblatts gewesen war und nicht immer etwas mit dem Text zu tun hatte, zunehmend in eine Kommunikation mit dem Text eintrat, bis diese Kommunikation schließlich über das einzelne Blatt hinaus ging und ganze Flugblattserien entstanden, deren Teile zwar auch einzeln ihre Wirkung behielten, die der Käufer aber auch zu ganzen Bildfriesen zusammensetzen konnte. Dabei entwickelte sich, so zeigte Florence Gabaude (Limoges) an Hand von Prozessionen und Umzügen auf Flugblättern, im 16. und 17. Jahrhundert eine Rhetorik des Bildgebrauchs, so dass für bestimmte Anlässe immer wieder die gleichen Illustrationsformen verwendet wurden, die dann auch ironisch gebrochen werden konnten. Der Weg von der Darstellung des Trauerzugs eines Herrschers bis zur satirischen Beerdigung

eines Schweins ist kein weiter. An diesen Stellen wird eine neue Kulturgeschichte anzusetzen haben, wie sie Silvia Serena Tschopp (Augsburg) vorstellte, die sich zunehmend mit der historischen Entwicklung von Wahrnehmungs- und Deutungsmustern im Bereich der Bildlichkeit beschäftigt. Daß hier das Flugblatt nicht die einzige Quelle sein wird, deutete sich in den Beiträgen von Wolfgang Neuber (Berlin) und Hans-Gert Roloff (Berlin) an, die die Bild-Text-Beziehung auch für die Romanliteratur und für die Textsorte Flugschrift u. a. am Beispiel ausgewählter Titelblatt-Holzschnitte bei Texten von Ulrich von Hutten und Johann Eberlin von Günzburg darstellten.

Die Beiträge der Bibliothekare und Archivare zeigten, dass das Flugblatt über die frühe Neuzeit hinaus ein bis heute lebendiges Medium ist, das weiter gesammelt wird und für das es gilt, Modelle der Erschließung zu entwerfen. Überregionale Kataloge wie das Verzeichnis der Einblattinkunabeln (VE 15; vorgestellt von Falk Eisermann, Leipzig) und das VD 17 als digitale Datenbank kulturhistorischer Einblattdrucke „wider Willen“ (vorgestellt von Thomas Staecker, Wolfenbüttel) stehen dabei neben den lokalen Erschließungen von größeren und kleineren Sammlungen in München (Michaela Hammerl), Berlin (Christiane Caemmerer) und Frankfurt/Main. Wilhelm R. Schmidt (Frankfurt/Main) drückte in diesem Zusammenhang deutlich sein Bedauern darüber aus, dass es in der Anfangsphase der Katalogisierung der Frankfurter Sammlung „1848“ nicht zu einer gemeinsamen Lösung mehrerer Bibliotheken gekommen war. Hier soll die Tagung ein neuer Anfang gewesen

sein, um erneut ins Gespräch zu kommen.

Die Präsentation der Einblattdrucke in so verschiedenen Sammlungen wie denen des Deutschen Historischen Museums in Berlin (Heidemarie Anderlik), des Dokumentationsarchivs des Österreichischen Widerstandes in Wien (Stephan Roth), des Nederlands Instituut voor Oorlogsdocumentatie (Annamarie van Boxmeer, Amsterdam) und der Friedrich Ebert Stiftung, Bonn (Peter Pfister) machten genau das Problem noch einmal deutlich, auf das Eva Bliembach schon vor dreißig Jahren hingewiesen hatte, nämlich das Problem der Definition der Textsorten: „Flugblatt“, „Einblattdruck“ etc. Es mag zwar sein, dass innerhalb der Frühneuezeitforschung die Begriffe „Flugblatt“, „Flugschrift“, „Einblattdruck“ und „einblättrige Zeitung“ inzwischen soweit geklärt sind, dass man sich in diesem Bereich gut verständigen kann. Sobald man sich jedoch die Blätter der folgenden Jahrhunderte ansieht, muss man feststellen, dass sich die Textsorten weiterentwickelt haben. Neben traditionellen Blättern, auf denen mit Text und Bild auf aktuelle Ereignisse und interessante Phänomene Bezug genommen wird, gibt es nun Anschläge, die nur aus Text bestehen, Karikaturen, die auf Text ganz verzichten, Blätter, die als einblättrige Zeitungen regelmäßig erscheinen und zahlreiche andere Dokumente, deren kleinster gemeinsamer Nenner zunächst einmal nur ist, dass sie auf einem Blatt publiziert wurden. Hier die historischen Entwicklungen wahrzunehmen und sich über eine eindeutige Begrifflichkeit zu verständigen, wird also weiterhin die Aufgabe der wissenschaftlichen Forschung

bleiben. Bibliotheken und Archive werden diesen Prozess mit der differenzierten Erschließung ihrer Bestände unterstützen.

Flugblätter wurden immer wieder zur Information und Propaganda eingesetzt und bewegen sich bis heute in einem Bereich zwischen künstlerischem Ausdruck, politischer Provokation und Alltagsinformation. Als solche sind sie eine wichtige Textquelle für historische und mentalitätsgeschichtliche Forschung. Dies zeigten die Tagungsbeiträge, die Ziel und

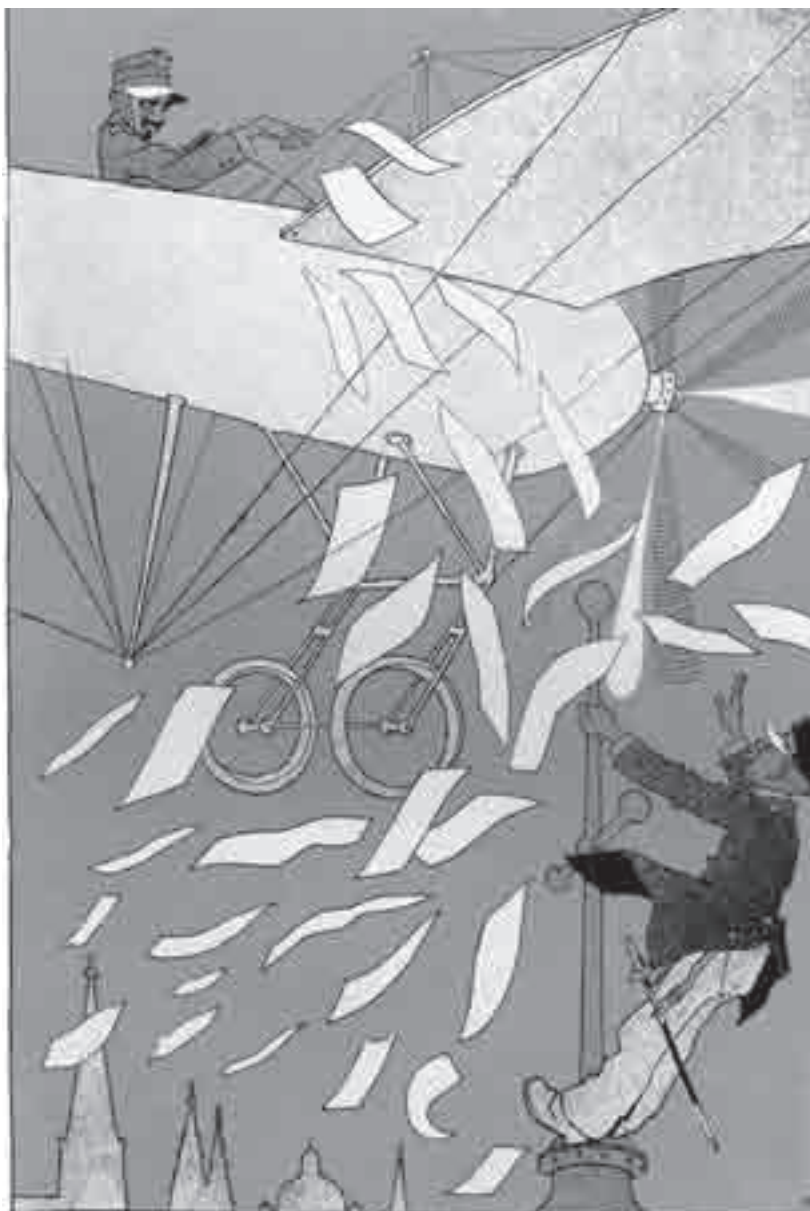


*Der Kramer mit der Neuen Zeitung.
Flugblatt aus der Druckerei von Jacob
Kampner 1588*

Thema der Blätter zum Inhalt hatten. So ergibt die Analyse der von dem Züricher Kaufmann Johann Jacob Wick im 16. Jahrhundert in seine zum großen Teil handschriftliche Nachrichtensammlung eingelegten Flugblätter, dass hier die Blätter, die Vorhersagen enthalten, mit dem Ziel eingelegt wurden, innerhalb des Textkorpus als Mutmacher für die protestantische Sache zu dienen (Barbara Mahlmann-Bauer, Bern). Aber auch für die

Italienische Feindpropaganda aus dem Jahre 1918. Das Blatt zeigt den Schriftsteller Gabriele D'Annunzio als Piloten beim Anflug auf Wien.

folgenden Jahrhunderte sind Einblattdrucke eine Informationsquelle par excellence. Theaterzettel als Sonderform des Einblattdrucks informieren nicht nur über Theaterstücke und Schauspielerviten, sondern sie sind auch Quellen, die die politische Ausrichtung von Spielplänen und deren Veränderungen dokumentieren, und geben schon im 19. Jahrhundert mit der Reklame, die sie enthalten, deutliche Hinweise auf die Alltagskultur der Zeit (Gertrude Cepl-Kaufmann, Düsseldorf).



Im zwanzigsten Jahrhundert fanden Flugblätter dann in ebenso zahlreicher Funktion Verwendung wie in den vorangegangenen Jahrhunderten. Das Spektrum reicht vom Statement kultureller Avantgarden, wie die Flugblattmanifeste der italienischen Futuristen, die in den zwanziger Jahren u. a. auch in Berlin auf der Potsdamer Straße in Höhe der heutigen Staatsbibliothek aus Autos geworfen wurden (Hubert van den Berg, Groningen) bis hin zum Einsatz als Propagandamittel in den beiden Weltkriegen. In dieser Funktion sind sie heute wichtige Zeugen der psychologischen Kriegsführung, wenn z. B. gezeigt werden kann, wie mit Bildern von aktuellen Bombardements ziviler Einrichtungen und einer polemisch-drohenden Kommentierung die Zivilbevölkerung des jeweiligen Gegners verunsichert werden sollte – was jedoch in Diktaturen weniger gut zu gelingen schien (Thomas Szarota, Warschau). Interessant ist es immer, wenn das Quellenmaterial eine Innensicht auf den Produktionsprozess ermöglicht, so beispielsweise bei Klaus Mann, der in seinen Tagebüchern über die Arbeit für die Propagandaeinheiten der Amerikaner berichtet. Da sich auch ein Teil der Flugblätter, die er entwarf, bei seinem Nachlass in München befindet, kann deren Entstehungsprozess en détail dargestellt werden (Jörg Jungmayr, Berlin). Auch wenn keine ausgebildeten Grafiker und Texter zur Verfügung standen, wurden Flugblätter im zwanzigsten Jahrhundert als Kommunikations- und Informationsmittel verwendet. Die Studentenbewegung der sechziger Jahre, allen voran die Kommune 1, bediente sich dieses Mediums. Schreibmaschine und Wachsmatrize machten eine billige und schnelle

Herstellung möglich. Dabei sind die Blätter, was die ästhetische Gestaltung angeht, erstaunlich traditionell, bedienen sich aber eines wirkungsmächtigen Elementes zur Anbindung ihrer Leser, indem sie ihre Blätter durchzählten (Walter Delabar, Berlin).

Es mag sein, dass mit dem Siegeszug der neuen Medien eine Textsorte, deren Charakteristikum die schnelle und kurze Information ist, an den Rand gedrängt wird. So waren bei den großen Studentendemonstrationen im Frühjahr 2006 in Frankreich die Flugblätter gegenüber den per SMS versandten Mitteilungen in der Minderzahl. Dennoch zeigte die Tagung eine Fülle von Themen und Desideraten auf, denen sich Forschung und Bibliothek jetzt wohl zuwenden müssen.

Dass neben dem akademischen auch dem sinnlichen Aspekt des Mediums Rechnung getragen wurde, dafür sorgte – neben den zahlreichen Bildern, mit denen die Referenten ihre Vorträge anreicherten – vor allem der öffentliche Abendvortrag von Carola Pohlmann (Berlin). Unter dem Titel „Allerlei für gute Kinder“ führte sie in die Bedeutung der Bilderbogen für die Kinderkultur im 19. Jahrhundert ein und brachte einige der schönsten Spiel- und Bewegungsbilderbücher aus dem Bestand der von ihr geleiteten Abteilung für die versammelten Referenten zur visuellen und haptischen Aneignung mit: weiße Handschuhe waren vorgeschrieben.



REMOTE ACCESS IN DER STAATSBIBLIOTHEK

Remote access ist das englische Wort für „Fernzugriff“. So, wie man mit einer remote control, einer Fernbedienung, beim Fernseher die Kanäle wechseln kann, ohne sich vom Sofa zum Gerät begeben zu müssen, so kann man mit remote access Bestände der Bibliothek nutzen, ohne die Bibliothek aufsuchen zu müssen.

Dies bedeutet eine deutliche Verbesserung des Komforts für beide Seiten: Der Bibliotheksnutzer kann sich Wege sparen, und die Bibliothek kann damit der

Überfüllung der Lesesäle ein wenig entgegenwirken.

WAS BEKOMMT MAN IM REMOTE ACCESS?

Remote access funktioniert in der Staatsbibliothek zu Berlin nur bei Online-Ressourcen, also bei Datenbanken und elektronischen Zeitschriften. Bei CD-ROMs ist remote access derzeit noch nicht möglich.

Im remote access bietet die Staatsbibliothek fast 700 Ressourcen an, wovon

*Dr. Silke Trojahn
ist Leiterin des Referats Bestellwesen
und Referentin für elektronische
Medien in der Abteilung Bestands-
aufbau*



knapp 400 Titel elektronische Zeitschriften sind, der Rest bibliographische und Volltext-Datenbanken. Hierzu gehören beispielsweise die Volltextsammlungen deutscher und englischsprachiger Literatur von ProQuest, die theologische Datenbank ATLA, der Brockhaus und die Encyclopaedia Britannica Online, die physikalisch-technische Datenbank INSPEC; Psychologen wird PsycInfo geboten, Slavisten Integrum, die bedeutendste Volltext-Datenbank zu Russland und den GUS-Staaten. Außer den von der SBB-PK lizenzierten elektronischen Ressourcen ist auch der größte Teil der DFG-geförderten Nationallizenzen im remote access zugänglich (zu den Nationallizenzen ist bereits ein Artikel im Bibliotheksmagazin 1/2006 erschienen).

WIE KANN MAN AUF DIE REMOTE-ACCESS-RESSOURCEN ZUGREIFEN?

Voraussetzung ist, dass man einen gültigen Benutzerausweis der Staatsbibliothek hat. Im StaBiKat erkennt man die remote-access-Titel am Hinweis „Zugriff für registrierte Benutzer der SBB“ und der Anmerkung „REMOTE ACCESS“. Dann braucht ein angemeldeter Nutzer der Bibliothek nur noch auf den unter „REMOTE ACCESS“ angegebenen link zu klicken und wird nach Login und Passwort gefragt, die identisch sind mit Login und Passwort im Bestellsystem.

Es ist natürlich auch möglich, gezielt nach remote-access-Titeln zu suchen: Im StaBiKat funktioniert dies mit dem geheimnisvollen Befehl „xexk remote“. Wer sich nur für Datenbanken interessiert, wird auch im Datenbankinformationssystem DBIS fündig, hier (http://www.bibliothek.uni-regensburg.de/dbinfo/?bib_id=sbb) kann man in der erweiterten Suche die Art der Nutzungsmöglichkeit auswählen. Schließlich gibt es für alle, die sich erst einmal einen Überblick über das Angebot verschaffen wollen, auch eine alphabetische Liste: <http://erf.sbb.spk-berlin.de/extern.html>.

UND WAS MACHT DIE BIBLIOTHEK DABEI?

Die Staatsbibliothek wird bei diesem Angebot in zweierlei Hinsicht aktiv, im lizenzrechtlichen und im technischen Bereich.

Lizenzrechtlich ist die Lage so, dass nicht automatisch jede elektronische Ressource, die die Bibliothek für ihre Nutzer lizenziert hat, auch im remote access angeboten werden darf. Das bedeutet, dass für jede Datenbank und jede elektronische Zeitschrift die erwerbende Abteilung eine entsprechende Genehmigung einholen muss. Leider gibt es Verlage, die den remote access grundsätzlich untersagen oder auch für bestimmte Teile ihres Angebots. Somit wird es immer Datenbanken und elektronische Zeitschriften geben, bei denen die SBB-PK leider keinen remote access anbieten kann oder – was bei elektronischen Zeitschriften recht oft der Fall ist – nicht für alle Jahrgänge der betreffenden Zeitschrift. Die gute Nachricht ist aber, dass gerade im Bereich der elektronischen Medien sehr viel in Bewegung ist, weshalb das remote-access-Angebot in der Staatsbibliothek noch wachsen wird.

Im technischen Bereich muss sichergestellt werden, dass nur diejenigen elektronischen Ressourcen im remote access zur Verfügung stehen, bei denen es der Lizenzvertrag gestattet, und dass auch nur die angemeldeten Nutzer der Staatsbibliothek zu Berlin darauf Zugriff haben können. Dieses Kunststück bewerkstelligt der sogenannte HAN-Server, HAN bedeutet Hidden Automatic Navigator, und genau das tut er auch: Er kontrolliert alle Rechte beim Zugriff so schnell und diskret, dass der Benutzer davon nichts mitbekommt.

Dies läuft folgendermassen ab: Ein Benutzer klickt auf den remote-access-link im StaBiKat. Damit wird eine Anfrage an den HAN-Server geschickt. Der Server



prüft, ob diese Anfrage aus einem Gebäude der Staatsbibliothek zu Berlin oder von einem anderen Ort kommt. Bei Anfragen aus der SBB-PK wird gleich auf die gewünschte elektronische Ressource weitergeleitet. Kommt die Anfrage aber von außerhalb der Bibliothek, prüft der HAN-Server, ob die elektronische Ressource im remote access angeboten wird. Falls ja, erscheint das Abfragefenster für Login und Passwort. Hier muss der Benutzer seine Nutzernummer und Geburtsdatum eingeben. Erst wenn diese

Eingabe korrekt ist, leitet der HAN-Server auf die gewünschte elektronische Ressource weiter.

Damit kommt in diesem Fall die Bibliothek zum Benutzer und nicht umgekehrt, wie es bisher immer der Fall war: Die remote-access-Titel können von überall aus benutzt werden und auch zu jeder Tages- und Nachtzeit, was von den Öffnungszeiten der Bibliothek unabhängig macht.

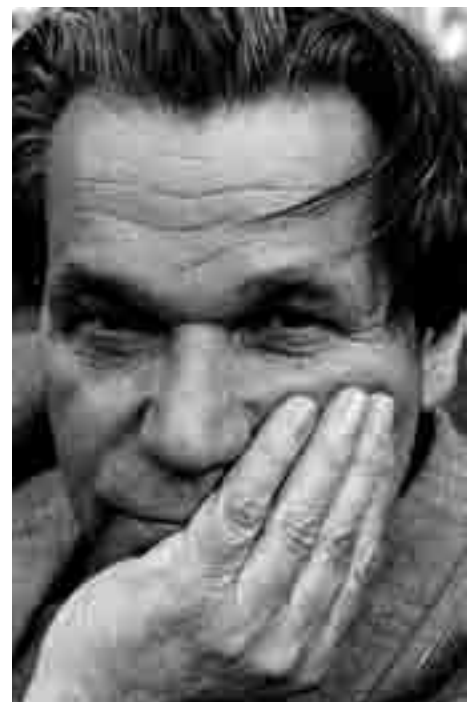
WILLI MOEGLE. DIE SACHFOTOGRAFIE

*Hanns-Peter Frenz
ist Leiter des Bildarchivs Preußischer
Kulturbesitz (bpk)*

DIE AUSSTELLUNG

Im Ausstellungsraum des Hauses Potsdamer Straße fand vom 7. Juli bis zum 26. August 2006 die Fotoausstellung „Willi Moegle. Die Sachfotografie“ statt. In Zusammenarbeit mit dem Institut für angewandte Kunst- und Bildwissenschaft der Bergischen Universität Wuppertal und dem Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz zeigte die Staatsbibliothek zu Berlin rund 90 Fotografien von Willi Moegle, einem führenden Vertreter der Sach- und Werbefotografie in Deutschland.

Die meisten der ausgestellten Fotografien entstanden in den fünfziger und sechziger Jahren als Auftragsarbeiten für



renommierte Firmen, die sie als Werbematerialien für ihre Produkte einsetzten. Für Kataloge, Plakate und Prospekte erstellte Willi Moegle in subtilen Kompositionen von Gebrauchsgegenständen Sachaufnahmen, die deutsche Designgeschichte vermitteln. Zu sehen sind Produkte aus Glas und Porzellan, Besteck, Möbel und Industriegüter. Die Aufnahmen haben eine bestechende Qualität. Durch die zurückhaltende Beleuchtung und die klare Form der Gestaltung gelingt es dem Fotografen, in seinen Bildern die Formen und Oberflächen der dargestellten Produkte fast haptisch fühlbar werden zu lassen. Gerade die Sparsamkeit der eingesetzten Mittel vermittelt die Schönheit und die vielfach zu spürende Sinnlichkeit der Sachfotografien von Moegle. In einem Interview im Jahr 1985 formulierte der Fotograf eine Leitlinie seines Arbeitens „Ich bin vom Einfachsten begeistert, das am schwersten herzustellen, aber am schönsten ist.“ Ergänzt wurde die Werkschau der Sachaufnahmen um ausgewählte freie Arbeiten, die meist auf Reisen entstanden sind.

Die Sachfotografie entwickelte sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts in bewusstem Gegensatz zur Kunstfotografie. Es ging den Fotografen um eine neue Sachlichkeit, die sich in einer exakten und detailgetreuen Wiedergabe der aufgenommenen Objekte widerspiegeln sollte. In Deutschland wird diese neue Stilrichtung als „Fotografie der Neuen Sachlichkeit“ bezeichnet, in Amerika ist es die so genannte „straight photography“, die „direkte“ oder „unmittelbare“ Fotografie. Leitbilder schuf der 1907 gegründete Deutsche Werkbund, der 1924 die Ausstellung „Die Form ohne



Vasen

links: Arzberg 1512, rechts Arzberg 1504; Entwurf: Hermann Gretsch, Aufnahmedatum 1959

(Foto: bpk)

Ornament“ organisierte. Es ging um eine neue Ästhetik, die bewusst auf die Ornamentik alter Formbilder verzichtete und anstrebte, die Form ausschließlich aus Material und Zweck abzuleiten. Als Sujets gewannen technische Objekte und Maschinen, die industrielle Massenfertigung eine große Bedeutung. Es entstand das „industrial design“, Sachlichkeit, Klar-



Gral Glas – Apothekerflaschen, Aufnahmedatum 1954

(Foto: bpk)

heit und Zweckmäßigkeit wurden bestimmende Begriffe. Willi Moegle wurde entscheidend geprägt von diesen Leitbildern. In frühen Jahren war es der Deutsche Werkbund, ab den fünfziger Jahren der Rat der Formgebung, dem Moegle nahe stand. Die „Gute Form“, als Begriff 1949 anlässlich einer Sonderschau der Schweizer Mustermesse entstanden, wurde ein Symbol für zeitloses, materialgerechtes und preiswürdiges Design. Willi Moegle hat mit seinen kühl-präzisen Sachaufnahmen, die wegen ihrer Reduziertheit oft einen besonderen Reiz ausstrahlen, in enger Zusammenarbeit mit Designern und Herstellern die Leitlinien der „Guten Form“ in außergewöhnlicher Qualität fotografisch umgesetzt.

Die Ausstellung basierte auf einer von Prof. Gerda Breuer, Universität Wupper-

tal, konzipierten Wanderausstellung. Sie wurde von der Leiterin des Referats für Ausstellungen und Veranstaltungen der Staatsbibliothek, Dr. Bettina-Martine Wolter, um etwa 40 Werke aus dem Bestand des Bildarchivs Preußischer Kulturbesitz fachkundig ergänzt. – Der ebenfalls von Gerda Breuer erstellte Katalog zur Ausstellung ist zum Preis von 39,80 € im Stuttgarter Verlag Hatje Cantz erschienen.

DIE BIOGRAPHIE

Willi Moegle (1897–1989) studierte ab 1919 an der Kunstgewerbeschule Stuttgart Typographie. Nachdem er sein Studium wegen fehlender finanzieller Mittel 1922 beenden musste, begann er als Autodidakt seine fotografische Laufbahn am dortigen Landesamt für Denkmalpflege. 1927 verhalf ihm der umfangreiche Fotoauftrag eines amerikanischen Historikers zum Wechsel in die Selbständigkeit und zur Eröffnung eines eigenen Ateliers. In den Folgejahren etablierte sich Moegle mit seinen vom Bauhaus inspirierten Möbel-, Porzellan- und Glasaufnahmen als Sachfotograf. 1937 fotografierte er für den deutschen Werkbund und auch während des Zweiten Weltkriegs setzte er seine Arbeit als Sach- und Architekturfotograf fort. Seine Nachkriegskarriere begann 1946 mit einem Auftrag der Firma Bauknecht. In den fünfziger und sechziger Jahren erreichte sie mit Aufträgen für zahlreiche bekannte Firmen ihren Höhepunkt, unter ihnen die Möbelfirma Knoll, die Porzellanmanufakturen Arzberg, Schönwald und Kahla, die Vereinigten Farbenglaswerke Zwiesel und die Jenaer Glaswerke Schott. Ende der siebziger Jahre übergab

*Blick vom Ulmer Münster,
Aufnahmedatum 1933
(Foto: bpk)*



Willi Moegle die Leitung seines Ateliers an seine langjährige Mitarbeiterin Hansi Müller-Schorp.

DER NACHLASS

Vor sieben Jahren erwarb das Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, das institutioneller Partner der Staatsbibliothek zu Berlin ist, gegen amerikanische Konkurrenz den Nachlass Willi Moegles von dessen Mitarbeiterin und Erbin Hansi Müller-Schorp. Denn der damalige Leiter des Bildarchivs, Dr. Karl-Heinz Pütz, war sich mit zahlreichen Fotoexperten einig, dass dieses für die Fotografie und die

Designgeschichte so bedeutsame Werk unbedingt in Deutschland verbleiben sollte.

Der Nachlass umfasst ca. 55.000 Schwarzweiß-Negative, ca. 25.000 Vintage Prints, nahezu 5.000 Farbaufnahmen, Fotoliteratur und Kameras.

Zahlreiche Motive des Bestands wurden inzwischen inhaltlich erschlossen und digitalisiert. Sie können über die Website des Bildarchivs unter www.bpk-images.de recherchiert und von Mediennutzern auch online abgerufen werden.

„ZEITVERNICHTUNGSMASCHINE!“

Dieter E. Zimmer über seine Erfahrungen mit der Staatsbibliothek

Mein letztes Buch (*Nabokov reist im Traum in das Innere Asiens*. Reinbek: Rowohlt, 2006, 320 S., 51 Abb., 1 Karte) war kein leichter Fall. Obwohl es nicht im geringsten von Deutschland und von Berlin handelt, konnte es allein in Berlin entstehen, und nur mit Hilfe der Staatsbibliothek. Hier statue ich ihr meinen Dank ab.

1934 begann der russische Exilschriftsteller Vladimir Nabokov in Berlin seinen letzten und ehrgeizigsten russischsprachigen Roman, *Dar* (*Die Gabe*). Fertig wurde er mit ihm erst, nachdem er 1937



Dr. Dieter E. Zimmer war vierzig Jahre als Redakteur und Feuilletonchef für „Die Zeit“ tätig. Er gilt er als einer profiliertesten deutschen Wissenschaftspublizisten. Seit 1989 ist er Herausgeber der deutschen Gesamtausgabe der Werke Vladimir Nabokovs und lebt als freier Autor in Berlin.

nach Frankreich weiter geflüchtet war, und vollständig gedruckt wurde das Buch erst 1952 in den Vereinigten Staaten. Der Vater der Hauptfigur trägt Züge von Nabokovs eigenem Vater, der 1922 in der alten Berliner Philharmonie einem politischen Attentat zum Opfer gefallen war, ist aber nicht wie dieser Politiker und Publizist, sondern Entomologe und Forschungsreisender. Das zweite Kapitel der *Gabe* enthält einen ausführlichen Bericht über seine letzte Expedition nach Zentralasien, bei der er 1917 irgendwo zwischen Westchina und Ostturkestan verscholl.

Es ist ein eigentümlicher Bericht. Dass er sich aller Verallgemeinerungen enthält und ausschließlich aus scheinbaren „Nebensächlichkeiten“ besteht, scharfen

kleinen Beobachtungen, macht ihn atmosphärisch sehr dicht und verleiht ihm eine glühende Intensität, als wäre es eine Reise durch eine imaginäre Fieberwelt. Nabokov hätte in seiner



Gabriel Bonvalots Expedition in der Dsungarei, nach einem Foto von Prinz Henri d'Orléans, 1890

opulenten russischen Jugend zwar gern an einer Forschungsreise nach Innerasien teilgenommen, aber alle solche Pläne hatte die Revolution durchkreuzt. Wie kann einer eine Reise beschreiben, die er gar nicht gemacht hat? Ein Schriftsteller wie Nabokov, der sein Leben lang größten Wert auf das stimmige konkrete Detail legte, kann sich eine solche Reise nicht einfach ausdenken, er kann sie nicht einmal mit dazuerfundenen Beobachtun-

gen auspolstern. Einer erdachten Reise hätte gefehlt, was der seines Forschungsreisenden unbedingt eigen sein musste: die „erstaunliche Musik der Wahrheit“. Also musste er sie sich erleben.

Als er im Winter 1932/33 mit einer schweren Interkostalneuralgie zu Bett lag, ließ er sich aus der Staatsbibliothek Unter den Linden, für die er einen Leserausweis hatte, sowie aus der Universitätsbibliothek an der Rückseite des Gebäudes (für sie hatte sein Freund, der Chefredakteur Joseph Hessen einen Ausweis) stapelweise Reiseliteratur über Zentralasien in seine Untermietwohnung in Halensee schaffen, insbesondere, aber nicht nur, russische. Sie war das Reiseerlebnis, aus dem er seine imaginäre Reise schöpfte. So wurde der poetische Bericht objektiv so genau, dass man ihn als Reiseführer hätte benutzen können – und gleichzeitig so eigen, als hätte nur Nabokov diese Reise unternehmen können.

Das aber hieß: Es musste für dieses zweite Kapitel der *Gabe* Quellen geben. Zu dreien hatte Nabokov selber die Spur gelegt: zu Grum-Grshimajlo und, indirekter, zu Prshewalskij und Hedin. Aber wenn – so mein Anfangsverdacht, der sich dann bestätigen sollte – wirklich kein einziges Detail dieser fünfzig Buchseiten erfunden war, musste es für jedes von ihnen irgendwo einen Beleg geben. Aber wo? Da half nur die brachiale Methode: die gesamte westliche Reiseliteratur über diese Weltgegend zu durchsuchen, die Nabokov bis 1936 zu Gesicht gekommen war oder hätte zu Gesicht kommen können. Die Liste ist lang, aber nicht unüber-



Dieter E. Zimmer in Dunhuang,
September 2003

schaubar, etwa hundert Bücher in fünf Sprachen. Sie also waren auf spezifische Details durchzusehen wie: „weiße Eberesche mit alabasterfarbenen Beeren“, „Ortschaft aus drei Gehöften und einem zerstörten Tempel“, „Mixtur aus Vaseline und Jodoform für die Rücken der Lasttiere“. Wider Erwarten war es eine ganz und gar nicht langweilige Lektüre, und das Finderglück war auf unserer Seite: 96 Prozent der in Frage kommenden Textstellen konnten mit 17 spezifischen Quellen verknüpft werden. Am Ende ließ sich mit Hilfe der gesicherten Quellen sogar eine genaue Reiseroute rekonstruieren.

Das Buch, das daraus schließlich wurde, erzählt die gleiche Reise zweimal: erst als Dichtung, dann als Wahrheit, erst in den Worten Nabokovs, dann in denen seiner Quellen.

Hätte ich das Vorhaben einem Bibliothekar vorgetragen, der sich in dieser entlegenen Materie auskennt, so hätte er mir vermutlich abgeraten, es auch nur zu

versuchen. Die russische Forschungsliteratur ließe sich möglicherweise in St. Petersburg oder Moskau finden, aber nicht gleichzeitig die westeuropäische; in Westeuropa oder Amerika aber nie und nimmer die russische. Etwaige Neudrucke, gekürzt und ideologisch revidiert, wären unbrauchbar. Der einzige Ort, an dem irgendeine Chance bestand, war Berlin. Vor dem Ersten Weltkrieg waren die kulturellen Kontakte zwischen Deutschland und Russland so eng gewesen, dass die meiste russische Forschungsliteratur nach Preußen gelangt sein dürfte, und in Berlin hatte ja auch Nabokov selbst sie studiert. Aber was davon mochte noch erhalten sein? In der Universitätsbibliothek hatte eine Fliegerbombe die Regale mit der neueren russischen Literatur getroffen (aber nicht die russische Reiseliteratur). Im Katalog der Staatsbibliothek stand zwar eine Menge, aber vorwiegend mit dem Vermerk „Bestand erfragen/Kriegsverlust möglich“. Die Bücher gerade der betreffenden beiden Sachgruppen, Um und Un, waren stark ausgedünnt. Nach der Aus-

lagerung waren sie wahrscheinlich in keins der beiden Häuser zurückgekehrt.

Hier oder dort war das Allermeiste dann aber doch vorhanden. Eigentlich blieb am Ende nur eine gravierende Lücke: der erste Band des Expeditionsberichts von Wsewolod Roborowskij, der laut Katalog hätte vorhanden sein müssen, aber nicht auffindbar war. (Vielleicht, dass sich durch ihn auch die letzten vier Prozent klären ließen? Ich glaube kaum.) Einige Jahre lang unauffindbar war auch Nabokovs ergiebigste Quelle, ein obskurer Reisebericht des Engländers A. E. Pratt, in dem eine verräterische Stelle eine zarte Bleistiftmarkierung trug, die möglicherweise von Nabokov stammte. Vielleicht hatte meine erste Ausleihe das

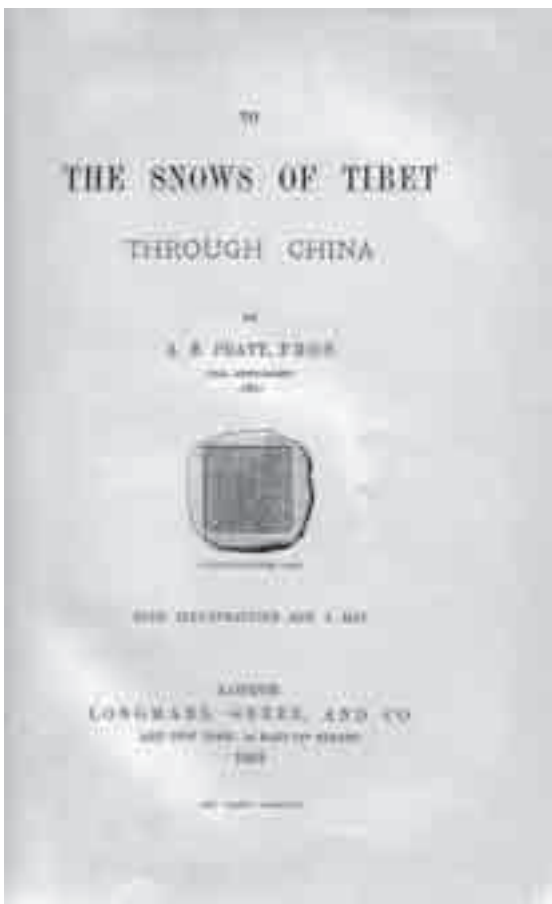
Buch aufgestört. Eines Tages war es dann aber wieder da.

Ich will nicht verschweigen, dass ich mich in diesen Jahren manches Mal über die Staatsbibliothek geärgert habe. Wenn ich ein paar Pufferstunden nach der im Computer versprochenen Zeit zur Potsdamer Straße gefahren war, aber das Bestellte immer noch nicht da war oder ich wegen der langen Warteschlange schon am Einlass wieder umkehren musste, ob-

wohl ich gar keinen Sitzplatz, sondern nur einen Blick in mein Lesesaalregal werfen wollte. (Einmal habe ich eine unschuldige Dame in der Lesesaalausleihe angeblafft: „Zeitvernichtungsmaschine!“. Sorry.) Oder wenn es keine Möglichkeit gab, zu einer hochwertigen Reprographie einer alten Illustration zu kommen. Oder wenn ein auf meine Veranlassung schon vor Jahren überprüfter Kriegsverlust im Katalog immer noch offen war und bei der Wiederbestellung die ganze Prozedur, die mit der berühmten Suche nach dem Bleistifthäkchen im Mikrofichekatalog der Staatsbibliothek Unter den Linden beginnt, noch einmal durchlaufen werden musste. Oder wenn ich nicht mehr wusste, in welcher Schreibweise ich einen russischen Autorennamen noch probieren konnte.

Dies ist bei einer derartigen Recherche eins der größten Probleme. Die bibliothekarische Transliteration des Kyrillischen unterscheidet sich von der populären Duden-Umschrift wie von der internationalen wissenschaftlichen; ob sie auch nur in sich einheitlich ist, habe ich nie festgestellt, für alte Bestände wohl nicht. „Prshewalskij“, der sich lateinisch selber in der polnischen Form „Przewalski“ schrieb und wissenschaftlich „Prževal'skij“ zu transkribieren wäre (was sich auf keiner normalen deutschen Computertastatur schreiben lässt), ist geradezu ein Horrorname der Bibliothekskataloge. Derselbe Titel (die englische Fassung seines Buchs *Mongolia ...*, in der sein Name originellerweise „Prejevalsky“ geschrieben war) lässt sich im Opac der British Library nur unter „Przheval□skiŃi“ finden, in dem der Library of Congress nur unter „Przhe-

Zwei von Nabokovs Quellen

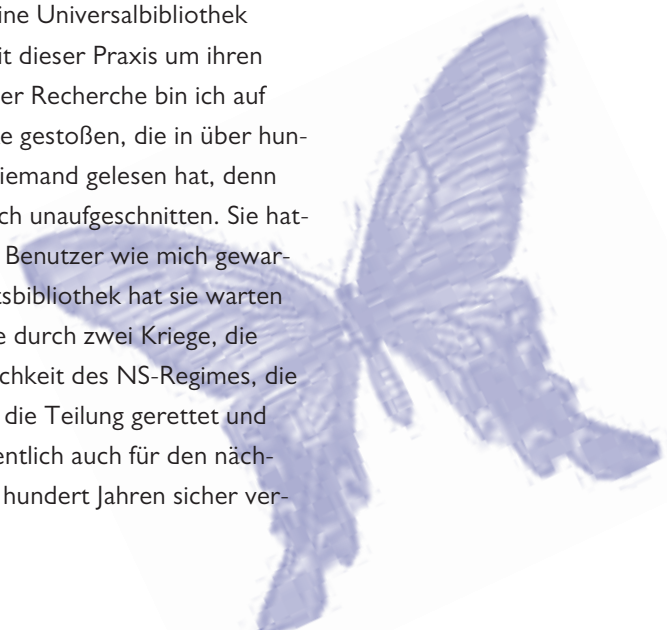


val'skii“, in dem der Französischen Nationalbibliothek nur unter „Preževal'skij“. Die Staatsbibliothek ist demgegenüber wunderbar benutzerfreundlich: Neben „Preževal'skij“ lässt sie zehn Schreibvarianten zu, die alle zum Ziel führen würden. Aber je unbekannter der Autor, für desto weniger Namensvarianten scheint der Katalog gerüstet zu sein. Und was, wenn ein früherer Bibliograph den russischen Genitiv verkannt hat? Wie überall, haben auch im Katalog der Staatsbibliothek Bibliographen Namensgrundformen wie „Kozlova“, „Preževal'skago“, „Roborovskago“ oder „Stasjulevica“ erfunden, und da schleppen sie sich nun durch die Jahrhunderte und machen die betreffenden Werke praktisch unauffindbar. Kurz, ich bäte um mehr Fuzziness. Als Antwort auf eine Suchanfrage bekäme ich gerne die Rückfrage: „Meinen Sie Soundso?“.

Doch die Staatsbibliothek hat mir Momente der Frustration immer wieder kompensiert mit solchen eines gar nicht erwartbaren Trefferglücks. Der schönste Moment war der, als die Dame in der Lobby-Auskunft nach einer halben Stunde vergeblichen Gewühls in den Katalogdaten des Erdkundewerks des Berliner Geographen Carl Ritter – ein bibliographischer Alptraum – zur Lesesaalaskunft hochschickte und der betreffende Herr dort (ich weiß jetzt, es war Johannes Ziegler persönlich) in dem Wirrwarr irreführender Titel und ineinander verschachtelter Teile, Bände und Bücher nicht nur sogleich erkannte, welches das gesuchte Einzelwerk sein musste – sondern sicher vorschriftswidrig, aber mitfühlend aufstand und es auf der Stelle selber aus dem Magazin holte.



Viele Bibliotheken wissen sich nur auf eine Art gegen den Andrang der Bücher zu verteidigen, die immer mehr werden, immer mehr Platz beanspruchen und sich auf keine Weise komprimieren lassen: indem sie ihre Bestände ausdünnen und verschwinden lassen, was kein Benutzer je verlangt. Eine Universalbibliothek bringt sich mit dieser Praxis um ihren Sinn. Bei dieser Recherche bin ich auf etliche Werke gestoßen, die in über hundert Jahren niemand gelesen hat, denn sie waren noch unaufgeschnitten. Sie hatten auf einen Benutzer wie mich gewartet. Die Staatsbibliothek hat sie warten lassen, hat sie durch zwei Kriege, die Bücherfeindlichkeit des NS-Regimes, die Auslagerung, die Teilung gerettet und wird sie hoffentlich auch für den nächsten Leser in hundert Jahren sicher verwahren.



ALEXANDER VON HUMBOLDT – IM KOSMOS DES WELTBÜRGERS

Dokumente
aus dem Nachlass in
der Staatsbibliothek



*Dr. Jutta Weber
ist stellvertretende Leiterin der
Handschriftenabteilung der Staats-
bibliothek und Leiterin des Referats
Nachlässe*

Am 23. August wurde im Berliner Rathaus vor zahlreichem Publikum die Ausstellung „Alexander von Humboldt – im Kosmos des Weltbürgers. Dokumente aus dem Nachlass in der Staatsbibliothek zu Berlin“ eröffnet. Umrahmt von festlichen Harfenklängen, die Verena Volkmer ihrem Instrument entlockte, sprachen der Chef der Berliner Senatskanzlei André Schmitz, Generaldirektorin Barbara Schneider-Kempf und als Kuratorin der Ausstellung Jutta Weber. Den Festvortrag hielt Oliver Lubrich, bekannt als Herausgeber zahlreicher Werke Humboldts in neuester Zeit, er gab ihm den schönen Titel: „Berlin an der Südsee – Alexander von Humboldt auf Reisen“.

*Ausstellungseröffnung im Festsaal
des Berliner Rathauses*



Die Ausstellungsobjekte stammen aus dem Nachlass Alexander von Humboldts, den die Staatsbibliothek 1932 erwerben konnte; eine kleine Auswahl aus dem Nachlass ist in Reproduktionen bis zum 7. Oktober im Berliner Rathaus zu sehen. Die Ausstellung ist Auftakt zu einer Reihe, die zu Ehren anderer berühmter Berliner in den nächsten Jahren fortgesetzt werden soll.

Die Staatsbibliothek besitzt über 800 Nachlässe, darunter die Manuskripte und Briefe der bedeutendsten Persönlichkeiten aus Wissenschaft, Literatur und Geschichte – Dietrich Bonhoeffer, Hegel, die Brüder Grimm, Gerhart Hauptmann, die Familie Mendelssohn und Alexander von Humboldt – um nur einige zu nennen. Die Nachlässe können im Handschriftenlesesaal der Staatsbibliothek von Forschern aus aller Welt eingesehen werden, einige Nachlässe werden in Werkausgaben vollständig publiziert, manch

bedeutender Brief wird in einer kleinen Abhandlung veröffentlicht und erläutert. Ausstellungen in aller Welt nehmen gerne Leihgaben einzelner Dokumente aus diesen kostbaren Beständen der Staatsbibliothek für ein paar Wochen entgegen. Die große Öffentlichkeit nimmt an dieser Arbeit im Allgemeinen keinen Anteil. Die Staatsbibliothek hat deshalb begonnen, neue Wege zu versuchen, interessante Dokumente unaufwendig aber effektiv in kleinen Ausstellungen zu präsentieren. Die Reihe „Literatur im Foyer“, die bisher den Briefen berühmter Frauen, Friedrich von Schiller, Thomas Mann, Dietrich Bonhoeffer und E. T. A. Hoffmann gewidmet war, ist eine unserer Möglichkeiten. Mehr als 500 Besucher werden bei diesen eintägigen Ausstellungen gezählt.

Als voriges Jahr für einen anderen berühmten Ehrenbürger Berlins, den großen Philologen August Boeckh, eine kleine Vitrine im Säulensaal des Berliner Rathauses einzurichten war, entstand die Idee, auch dieses Rathaus als Ausstellungsort zu gewinnen, um Dokumente aus den wohlgehüteten Nachlässen der Bibliothek einer größeren Öffentlichkeit zeigen zu können. Der Chef der Senatskanzlei war von der Idee gleich begeistert, besonders als der Name Alexander von Humboldt fiel. Ein passender Anlass war mit dem Datum der Verleihung der Ehrenbürgerwürde an Humboldt vor 150 Jahren schnell gefunden, ebenso ein Konzept: Die Ausstellung möchte möglichst vielen Berlinerinnen und Berlinern den schriftlichen Nachlass Humboldts vorstellen und gleichzeitig durch das Leben dieses brillanten und weltberühmten preußischen Wissenschaftlers führen.



Alexander von Humboldt hat ein langes interessantes Leben als Forscher geführt, seine wissenschaftlichen Werke sind Ergebnisse unermüdlichen Messens, Vergleichens und Aufschreibens von eigenen und mit anderen Forschern diskutierten Beobachtungen der ihn umgebenden Natur, wo immer er sich auf der Welt

*Staatssekretär André Schmitz,
Chef der Senatskanzlei, begrüßt die
zahlreichen Gäste*



*Jutta Weber, Initiatorin der gelungenen
Auftakt-Ausstellung*



Der Ehrenbürger im Rathaus

aufhielt. Eine Unzahl von Manuskripten, Notizen, Briefen, Dokumenten sind von der Hand Alexander von Humboldts überliefert, die er selbst schon früh zu ordnen und für verschiedene Forschungsvorhaben zusammenzustellen begonnen hatte.

Schon zu Lebzeiten kümmerte sich Alexander von Humboldt darum, dass seine

Papiere der Nachwelt erhalten blieben: Besonders schöne oder interessante Briefe übergab er einem Freund, Karl August Varnhagen von Ense, für dessen schon damals bedeutende Autographensammlung (sie wurde später übrigens der Königlichen Bibliothek, also der Staatsbibliothek, übergeben!). Einen sehr bedeutenden Teil seines Nachlasses mit vielen wichtigen Manuskripte vermachte er testamentarisch der Obhut seines Kammerdieners Seiffert, ein Teil dieses Nachlasses wurde, so war es von Humboldt verfügt, 1868 der Königlichen Bibliothek übergeben. Es handelt sich um die Manuskripte und Briefe im Umfang von 14 Kästen, die heute, bedingt durch Auslagerungen während des Zweiten Weltkrieges, in der Jagiellonischen Bibliothek in Krakau liegen.

Am 21. Februar 1868 aber wurde von den Erben Humboldts, seiner Nichte Gabriele von Bülow und seinem Neffen Hermann von Humboldt (beide Kinder



Nur am Eröffnungsabend wurden Originalhandschriften präsentiert



Angeregte Gespräche nach der
Eröffnung

des Bruders Wilhelm) dem Astronom der Königlichen Sternwarte, Wilhelm Foerster, ein anderer, sehr bedeutender Nachlassteil zur Verwahrung übergeben. Es heißt in der uns erhaltenen Abschrift der Verhandlung: „... Alexander von Humboldt hat über seinen literarischen Nachlass verschiedene Bestimmungen getroffen, die auf kleinen Zetteln geschrieben, in der Form von Wünschen, Empfehlungen und Ratschlägen sich zerstreut unter den nachgelassenen Papieren vorgefunden haben und zum Theil so widersprechenden Inhalts sind, daß mit Sicherheit und in allen Richtungen die Willensmeinung des Verewigten nicht zu erkennen ist.“ Es folgt dann der, zugegeben etwas komplizierte Satz: „Obwohl ein Zweifel darüber nicht obwalten kann, daß diesen Dispositionen sowenig für die Erben als für Dritte rechtsverbindliche Kraft nicht beiwohnt, so haben doch die [...] Verwandten des Verewigten aus Pietät [...] sich gedrängt gefunden, die ausgesprochenen Wünsche, [...] zur

Ausführung zu bringen und insonderheit einen Theil des wissenschaftlichen Nachlasses, und zwar diejenigen Scripturen, die er selbst unter der Bezeichnung „Astronomica et Magnetica“ begriffen hat, der hiesigen Sternwarte zur Verwahrung zu übergeben [...]“.

Wilhelm Foerster, der berühmte Astronom (dessen Nachlass die Staatsbiblio-

Schloss Tegel,
Sommersitz der Familie Humboldt





Cacajao-Äffchen (*Simia melanocepala*)

Eigenhändige Skizze Alexander von Humboldts

thek übrigens ebenfalls besitzt) übernimmt die „aus dem Nachlass Alexander von Humboldts stammenden, [...] in 12 Kästen enthaltenen Papiere in Besitz und Verwahr“. 1932 wird dieser Bestand der Staatsbibliothek übergeben: „Schloss Tegel, 7. Juli 1932, [...] Um diese Schriftstücke der Forschung besser zugänglich zu machen, als es zur Zeit der Fall ist, empfiehlt es sich, sie in die Hand der Staatsbibliothek zu legen. Als Besitzer von Schloss Tegel und derzeitiger Hüter der Familientradition stimme ich dieser Übertragung zu, und erkläre mich weiter damit einverstanden, dass die Staatsbibliothek die Papiere als ihr Eigentum behandelt, insbesondere also durch Inventarisierung und Stempelung usw. ihren Beständen einreicht. Gez. R[einhold] von Heinz, Geheimer Regierungsrat.“ Die Kästen trafen am 5. August 1932 in der Staatsbibliothek ein. Sie wurden mit der Übergabe Bestandteil der berühmten Dokumentensammlung zur Geschichte der Naturwissenschaften, die Ludwig Darmstaedter 1907 der Staatsbibliothek geschenkt hatte und die später



Einmündung des Apure und Krümmung des Orinoco

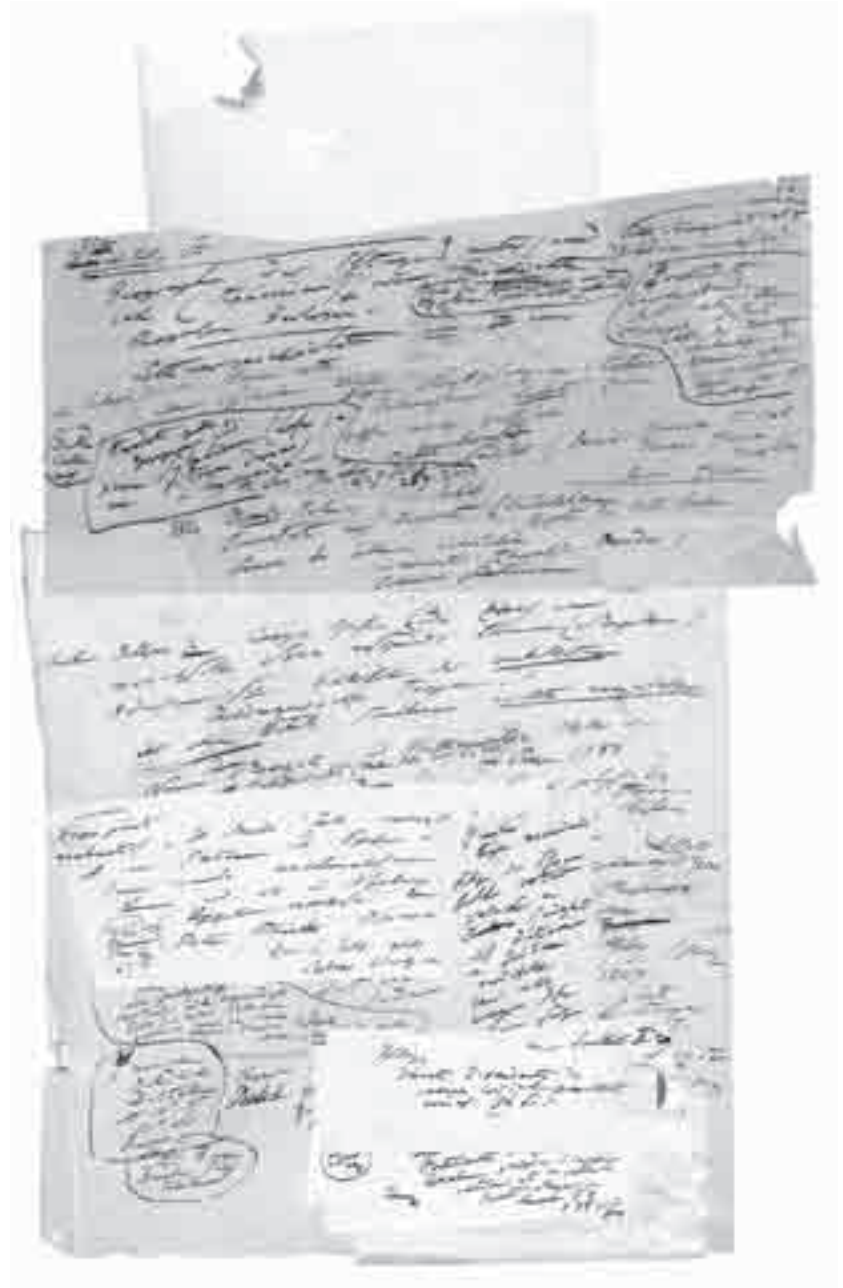
Eigenhändige Skizze Alexander von Humboldts

immer wieder, wie hier, durch bedeutende Nachlässe ergänzt wurde.

Aus diesem Bestand sind einige der Dokumente sehen, die Humboldt aufhob, weil er ihren Inhalt wissenschaftlich weiter verwenden wollte. Pragmatiker, der er war, warf er ihm unnötig erscheinende Papiere weg, so auch die mehreren Tausend Briefe von Verehrern aus aller Welt, die ihn, den hochberühmten Wissenschaftler, bis zu seinem Lebensende erreicht haben.

Die Ausstellung führt also in die Werkstatt eines großen Wissenschaftlers des 19. Jahrhunderts, macht mit seiner Arbeitsweise bekannt: Humboldt legte ihm wichtige Briefe und Notizen in Mappen, nach Themen geordnet und entsprechend beschriftet. Eine dieser Mappen trägt den schönen Titel: „Schwarze Flecke Löcher? Eine Gespensterwelt“.

Zum Glück und aus den genannten Gründen hat sich in dem hier herangezogen Teil des Nachlasses sowohl Privates als auch rein Wissenschaftliches erhalten: Der erste in der Staatsbibliothek erhaltene Brief Humboldt stammt aus dem Jahr 1790, Humboldt besucht mit 21 Jahren die Handelsakademie in Hamburg und empfiehlt sich als junger Wissenschaftler. Aus der Studienzeit an der Bergakademie in Freiberg wird ein ausführlicher Brief gezeigt, in dem er seinen strengen Lebenswandel anschaulich schildert. Wir begleiten Humboldt später auf seine spektakuläre Reise nach Mittel- und Südamerika, sehen Briefe und Zeichnungen, die dort entstanden, (das berühmte Cacajao-Äffchen liegt im Nachlass in der Staatsbibliothek!) und folgen den Spuren



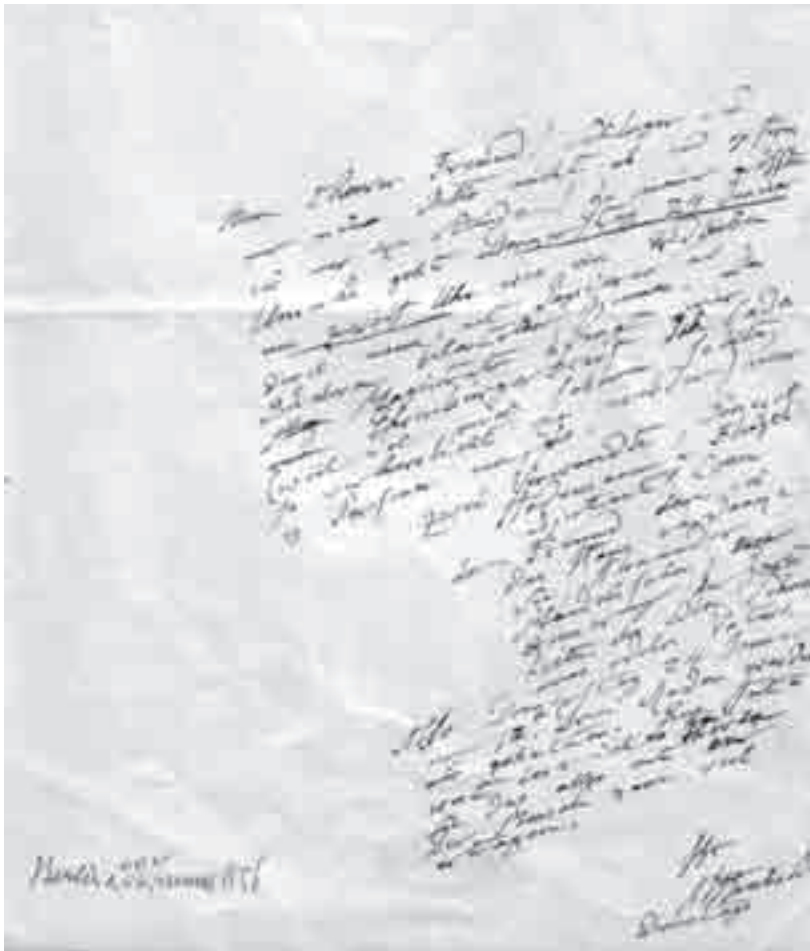
des bei seiner Rückkehr nach Europa weltberühmten Mannes: Zunächst zu seinem langen Aufenthalt in Paris, währenddessen er sein erstes Hauptwerk, die 29 Bände umfassende Reisebeschreibungen publiziert; dann begleiten wir ihn zu seinen Auftritten in Berlin, wo er in der Universität und, wegen des übergroßen Zulaufs, noch einmal in der Singakademie in mehreren Vorträgen zur Naturkunde spricht: besonders ans Herz legen

*Alexander von Humboldt
Manuskript zur Geographie der
Pflanzen, vermutlich 1827/28*

möchte man den Besuchern der Ausstellung das vielfach geklebte und übereinander montierte Manuskript zur Geographie der Pflanzen; schließlich erfahren wir von der Reise nach Sibirien und sind dann dabei, als er die Veröffentlichung seiner Weltsicht, des „Kosmos“ betreibt. Hochbetagt sehen wir ihn schließlich etwas unruhig bei dem Gedanken, Ehrenbürger dieser Stadt zu werden. Er schreibt an Alexander Mendelssohn:

„Mein theurer Freund! Schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab und opfern Sie mir 1/2 Stunde! Zu meiner größten Unruhe geht Donnerstag 24 Januar um zwölf Uhr wie ein Erdbeben durch meine, mit Papieren und Büchern belasteten Zimmer.

Brief an Alexander Mendelssohn
(1798–1871)
Mendelssohn war Bankier, ein Cousin
Felix Mendelssohn Bartholdys



Der Magistrat bringt mir einen Ehrenbürgerbrief. Ich lade (weil ich mich schämen sollte so verherrlicht zu werden) nur 3 Personen ein, [...] Drei Reden werden mir gehalten. Eine Antwort lese ich ab. Hören Sie das alles mit an. Der Mensch kann viel ertragen.

Ihr Al. Humboldt
Dienstags
Berlin, 22. Januar 1856“

Man mag sich nach der Erkenntnis fragen, die man aus dieser kleinen Ausstellung vielleicht mitnehmen kann: Es lohnt sich, die ausgelegten Briefe anzusehen und zu erfahren, wie man miteinander umging; festzustellen, was Humboldt wem geschrieben hat, wie Briefe in Humboldts Zeit aussahen, wann er selbst schrieb oder schreiben ließ. Man kann aber auch erfahren, welchen Spaß es machen kann, eine zunächst unleserliche Handschrift entziffern zu lernen, die Quellen selbst zu lesen, auf denen unsere Editionen, auch die der Werke und Briefe Humboldts basieren. Die Philologie öffnet ihre Werkstatt, zeigt all ihr „Rohmaterial“, vom fein säuberlich geschriebenen offiziellen Brief bis hin zur hingeworfenen Notiz. „Der Mensch kann viel ertragen“, sagt Humboldt.

Alles, was Alexander von Humboldt für sich aufhob, erhält in der Sicht derer, die sein Leben betrachten, neue Aspekte, verführt zum neugierigen Lesen anderer Dokumente, auch der Personen, mit denen Humboldt in Verbindung stand. Das Netzwerk der wissenschaftlichen Korrespondenz der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat in Humboldt ganz sicher einen seiner zentralen Punkte



Ausstellungsbesucher
auf einer der Galerien

gehabt. Er kannte die großen Wissenschaftler seiner Zeit, stand mit ihnen im brieflichen Kontakt, mindestens. Man findet also neben eigenen Schriften Humboldts in der Ausstellung auch Briefe berühmter Zeitgenossen, Charles Darwins, Adelbert von Chamisso, der Brüder Grimm zum Beispiel. Etwa 3.000 Korrespondenzpartner Humboldts sind uns heute bekannt, in aller Welt. Es wird interessant sein, auch deren, zum Teil erhaltene Nachlässe auf diese Verbindungen hin zu untersuchen.

Für ihre stete freundliche Hilfe bei der Vorbereitung der Ausstellung ist der Alexander von Humboldt Forschungsstelle der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und dort besonders Ingo Schwarz und Ulrike Leitner sehr herzlich zu danken, ebenso Oliver Lubrich, für Durchsicht und Ergänzung der Ausstellungstexte. Das Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz stellte umfangreiches Bildmaterial zur Verfügung, die Firma Mikro Univers stellte kostenlos Reproduktionen der Doku-

mente her. Rainer Pätzke hat während eines Praktikums ideenreich an der Auswahl der Exponate mitgewirkt. Ihnen und allen Kolleginnen und Kollegen, die den Aufbau und die Organisation der Ausstellung professionell übernommen haben, allen voran Elisabeth Fischbach, sei herzlich für die frohe und engagierte Zusammenarbeit zu danken, ebenso allen Beteiligten aus dem Berliner Rathaus.

Hinzuweisen ist auf die kleine Internetpräsentation zu Alexander von Humboldt, die die Firma 3-point concepts anlässlich der Ausstellung auf eigene Kosten vorbereitet hat, sie ist auf der Internetseite der Staatsbibliothek unter <http://handschriften.staatsbibliothek-berlin.de/humboldt/> zu erleben.

Zur Ausstellung ist in der Reihe „Beiträge aus der Staatsbibliothek zu Berlin“ eine kleine Dokumentation von Ingo Schwarz zur Ehrenbürgerwürde Humboldts erschienen. Sie trägt den Titel „Ehrenbürger Berlins – Alexander von Humboldt“.

FORSCHUNGSESESÄLE FÜR DIE WISSENSCHAFT

Das neue Konzept der beiden Allgemeinen Lesesäle in den Häusern Unter den Linden und Potsdamer Straße

*Dr. Ulrike Hollender
ist Fachreferentin für Romanistik und
Projektkoordinatorin des Lesesaal-
konzeptes*

Nach der Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten konnten auch die beiden Nachfolgeeinrichtungen der ehemaligen Preußischen Staatsbibliothek, die im östlichen und westlichen Teil Berlins in der Nachkriegszeit existierten, zusammengeführt werden. Gerne hätte man für die wiedervereinigte Staatsbibliothek einen Bibliotheksneubau errichtet, aber der avisierte Standort – der weiträumige Schlossplatz in der Mitte Berlins – wäre noch zu klein gewesen, um die zehn Millionen Bücher der Staatsbibliothek und die zahllosen Sondersammlungen aufzunehmen. Die Staatsbibliothek behielt daher ihre beiden traditionsreichen und architektonisch herausragenden Standorte am Kulturforum und Unter den Linden – und wurde zu „einer Bibliothek in zwei Häusern“.

Institutionen mit mehreren Standorten benötigen ein deutlich konturiertes Profil für ihre Häuser. In den vergangenen Monaten hat nun eine Arbeitsgruppe unter der Leitung von Generaldirektorin Barbara Schneider-Kempf und koordiniert von Dr. Ulrike Hollender ein neues, zukunftsweisendes Profil für die Allgemeinen Lesesäle der beiden Häuser erarbeitet. In wenigen Jahren – nämlich nach der voraussichtlichen Fertigstellung des Lesesaalneubaus 2008 und dem Abschluss der Generalsanierung des Ihnebaus 2011 – wird die Staatsbibliothek somit durch den Flächengewinn und durch die Profilbildung beider Häuser den wissenschaftlichen Benutzern eine erheblich erweiterte und thematisch profilierte Forschungsumgebung anbieten können.

In den Magazinen des Hauses Unter den Linden wird der durch den Krieg auseinander gerissene Altbestand, wie er seit der Gründung der Bibliothek 1661 zusammengetragen worden war, wieder zusammengeführt und in ein adäquates Arbeitsumfeld

eingebettet. Während ursprünglich geplant war, im Haus Unter den Linden auch in den Lesesälen überwiegend – nicht ausleihbaren – historischen Bestand aufzustellen, und die moderne Forschungsliteratur im Lesesaal Potsdamer Straße bereitzuhalten, wurde nun ein grundlegend neues Konzept entwickelt. Die alte Konzeption hatte zu reichlich Kritik innerhalb und außerhalb der Bibliothek geführt, nicht zu unrecht, denn: Ein Forscher, der sich Unter den Linden mit einem längst vergessenen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts anhand der Originaldrucke dieser Zeit beschäftigt, benötigt moderne Nachschlagewerke und mag dafür nicht an den anderen Bibliotheksstandort wechseln. Andersherum: Ein Zeitgeschichtsforscher oder ein Kunsthistoriker, der sich in der Potsdamer Straße mit einem zeitgenössischen Künstler befasst, benötigt für die Rückverfolgung von Entwicklungsströmen, Einflüssen und für den ideen- und geistesgeschichtlichen Hintergrund auch Nachschlagewerke zu früheren Epochen. In beiden Häusern aber quasi identische Handapparate aufzubauen, beinahe sämtliche Nachschlagewerke zu duplizieren und damit eine 1:1-Spiegelung der Lesesäle zu erreichen, ist aus Kosten- und Platzgründen nicht möglich. Es galt daher, einen gangbaren Kompromiss zu finden, der die Schwierigkeiten der Zweihäuser-Situation minimiert und stattdessen den Forschern tragfähige inhaltliche Angebote macht.

Unter dem Primat der Benutzungsfreundlichkeit und der maximalen Forschungserleichterung sieht das neue Konzept vor, das Haus Unter den Linden zu einer „Historischen Forschungsbiblio-

thek“ auszubauen, in deren Lesesaal und Freihandmagazin sowohl historische wie auch moderne Literatur zu *Themen* von den Anfängen bis etwa zum Beginn der Moderne (gemeint sind die großen Umbrüche um den Beginn des 20. Jahrhunderts) zur Verfügung gestellt wird. Das Haus Potsdamer Straße – ursprünglich geplant als moderne Ausleih- und Informationsbibliothek – wird hingegen zu einer „Forschungsbibliothek der Moderne“ entwickelt, in deren Magazinen der Neubestand und in deren Lesesaal wichtige Quellen, Zeitschriften und Nachschlagewerke schwerpunktmäßig zu thematischen Fragestellungen etwa seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts bereitgehalten werden. Gleichzeitig behält der Lesesaal Potsdamer Straße seinen Charakter als thematisch und epochal universaler Lesesaal, auch, da in diesem Gebäude mehr Benutzerarbeitsplätze als Unter den Linden zur Verfügung stehen werden. Durch die zunehmende Bedeutung elektronischer Medien, die die Staatsbibliothek in Form



Blick auf die Galerien des Neuen Lesesaals

von lizenzpflichtigen Onlinezugängen erwirbt, und die zunehmend qualitätsvollen frei zugänglichen Enzyklopädien im Internet (z. B. Wikipedia), erscheint es vertretbar, die gedruckten spezielleren Nachschlagewerke zu Themen bis zum Beginn der Moderne in den Lesesaal Unter den Linden umzustellen, um dafür mehr Stellfläche für eine intensivere Versorgung mit Werken zu modernen Themen im Lesesaal Haus Potsdamer Straße zu gewinnen.

Der ursprünglich geplante Zeitschnitt beim Jahr 1945 wurde als kulturgeschichtlich nicht stimmig verworfen, gilt doch die viel beschworene „Stunde Null“ heute als Chimäre, da z. B. in der politischen Geschichte Deutschlands, aber auch in zahlreichen Disziplinen der Kultur- und Geistesgeschichte, die Entwicklungen der Nachkriegszeit an die Zeit vor der Machtergreifung Hitlers anknüpften. Die eigentlichen großen Umbrüche hatten bereits viel früher eingesetzt: in der Literatur- und Kunstgeschichte im letzten

Drittel des 19. Jahrhunderts, in der politischen Geschichte mit dem Ende des Ersten Weltkrieges. Um den unterschiedlichen Anforderungen in den einzelnen Disziplinen gerecht zu werden, wird der Beginn der Moderne fachspezifisch und nicht punktgenau auf ein bestimmtes Jahr festgelegt, interpretiert. Da nun einmal die Bilder im Jahr 1895 laufen lernten, wird die Filmwissenschaft – von wenigen Nachschlagewerken Unter den Linden abgesehen – überwiegend im Lesesaal Potsdamer Straße präsentiert werden. Die quellenintensive Geschichtswissenschaft – aus Etat- und Platzgründen können gerade hier nicht sämtliche Quelleneditionen für beide Lesesäle gedoppelt werden – wird den Zeitschnitt beim Jahre 1918 ansetzen; für wichtige Ereignisse der Weltgeschichte (z. B. Französische Revolution, Amerikanische Unabhängigkeit) werden aber ebenfalls Quellenkompilationen im Haus Potsdamer Straße bereitgehalten werden. In der Literatur und Kunst werden die oft kostenintensiven historisch-kriti-

schen Werkausgaben und die Künstler-Werkverzeichnisse in demjenigen Lesesaal anzutreffen sein, in den die Künstler epochemäßig gehören. Studienausgaben bedeutender Literaten und z. B. Ausstellungskataloge wichtiger Künstler der Zeit bis zur Moderne werden aber auch im Lesesaal Haus Potsdamer Straße zur Aufstellung kommen.

Speziellere Nachschlagewerke zu ausschließlich historisch ausgerichteten Disziplinen (Alte Geschichte, Klassische Philologie, Archäologie, antike Philosophie etc.) werden überwiegend im Lesesaal Unter den Linden zu finden sein; der Lesesaal Potsdamer Straße beschränkt sich auf grundlegende Übersichtswerke und auf die Werkausgaben solcher Vertreter etwa der Antike, deren Bedeutung bis in die Moderne reicht.

Bei Fachrichtungen, die sich schwierig in Epochen gliedern lassen, etwa der Theologie, wurden Schwerpunktsetzungen für die beiden Lesesäle gefunden, z. B. Bibelübersetzungen im Haus Unter den Linden und Qumranforschung im Haus Potsdamer Straße (wo schließlich auch die Orientabteilung angesiedelt ist). Bei den soziologischen Disziplinen boten sich Schwerpunkte bei den *Methoden* der Forschung an: So hat sich die empirische Forschungsrichtung erst im 20. Jahrhundert entwickelt und wird daher prioritär im Lesesaal Potsdamer Straße situiert.

Nicht alle Disziplinen und Forschungsthemen lassen sich freilich in ein zeitliches Schema einfügen und widersetzen sich dem bibliothekarischen Ordnungssinn. Da wirkt es fast wie ein Glücksfall, dass das Bürgerliche Gesetzbuch genau im Jahre 1900 in Kraft trat ...

Grundsätzlich wird – trotz der Orientierung auf den Beginn des 20. Jahrhunderts und das Jahr 1918 – der Zeitschnitt ein weicher sein. Wichtige Nachschlagewerke, etwa zur Kunst einzelner Regionen ohne zeitliche Eingrenzung, werden daher in beiden Häusern angeboten werden. Dabei ist aber abzuwägen, ob der zur Verfügung stehende Etat den Forschern nicht besser nutzt, wenn statt einer zweifachen Anschaffung ein und desselben Lesesaalwerkes für zwei lediglich 1,8 km voneinander entfernte Standorte derselben Einrichtung nicht lieber zusätzliche speziellere Forschungsliteratur für das Magazin angeschafft werden sollte.

Generell ist zu betonen, dass sich die Literatur in den – etwa im Vergleich zu universitären Bibliotheksneubauten der Nachkriegszeit – relativ wenig Regale fassenden Lesesälen der Staatsbibliothek ohnehin nur auf Werke mit Referenzcharakter (Enzyklopädien, Bibliographien,

Der erste Spatenstich zum Lesesaal-Neubau



Handbücher, Lexika, Wörterbücher, umfangreiche Quellensammlungen, Übersichtswerke etc.) beschränken kann. Die beiden Gebäude der Staatsbibliothek waren von vornherein als Magazinbibliotheken konzipiert: auch nach Eröffnung des Neuen Lesesaals werden lediglich fünf Prozent des Gesamtbestandes an Büchern und Zeitschriften in den Lesesälen zur direkten Verfügung des Benutzers stehen. Dennoch müssen die Dimensionen beachtet werden: Während in einer mittleren Universitätsbibliothek wie der Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf zwar etwa 50 Prozent der Literatur zum Freihandbereich zählen – ca. 700.000 Bände –, wird annähernd diese Zahl (550.000 Bände) in wenigen Jahren in der Staatsbibliothek allein mit den Beständen in den Allgemeinen Lesesälen (ohne die Lesesäle der Sonderabteilungen) erreicht. Danach aber geht es in Berlin „erst richtig los“; einer der wahren Schätze der Staatsbibliothek, das, was sie von Universitätsbibliotheken unterscheidet, ist der phantastische – zehn Millionen Bände umfassende – Bestand in den Magazinen. Als größte wissenschaftliche Universalbibliothek Deutschlands bietet die Staatsbibliothek ein Vielfaches einer Universitätsbibliothek. Sie beherbergt nicht nur die gängige Studienliteratur, sondern die hochspezielle Forschungsliteratur, Ausgefallenes, Entlegenes, Einzigartiges.

Der Benutzer soll von der Zwei-Häuser-Situation auch weiterhin so wenig wie möglich spüren: die häuserübergreifende Bereitstellung von Magazinliteratur wird beibehalten. Außerdem ist es geplant, spätestens mit Eröffnung des Neuen Lesesaals 2008 einen Scanservice einzu-

richten, bei dem Benutzer, die lediglich einen Artikel, einen Eintrag aus einem Lesesaalwerk des jeweils anderen Lesesaals benötigen, einen Digitalisierungsauftrag erteilen können.

Wie in allen Einrichtungen mit mehreren Standorten (z. B. der *Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen* oder der *Bibliothèque Nationale de France* in Paris, aber auch in den meisten universitären Bibliothekssystemen mit zentraler Universitätsbibliothek und einer Vielzahl von Fachbibliotheken) bringt die Bereithaltung von Beständen zu einer Wissenschaftsdisziplin an mehreren Orten mitunter Benutzungsschwierigkeiten mit sich. Jeder Forscher wünscht sich, dass alle von ihm benötigten Materialien zu seinem Fach (Lesesaalwerke, Bibliographien, Zeitschriften, Magazineliteratur) an einem einzigen Ort versammelt sind.

Das neue Lesesaalkonzept versucht auf diese Bedürfnisse einzugehen und den bestmöglichen Kompromiss zu finden: es ist nicht länger ausschließlich an Formalia wie dem Erscheinungsjahr der Bücher orientiert, sondern berücksichtigt zusätzlich inhaltliche Kriterien. Forscher, die sich mit Themen bis zum Beginn der Moderne beschäftigen, werden eine stimmige Arbeitssituation im Haus Unter den Linden finden; Benutzer, die zu zeitgenössischen Themen aus allen Wissensgebieten forschen, werden im Haus Potsdamer Straße von einer adäquaten Forschungsumgebung empfangen. Für die besonders forschungsintensiven Epochen der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus wird in beiden Lesesälen (mit einem Schwerpunkt in der Potsdamer Straße) für eine ausreichende Aus-

wahl an wichtigen Nachschlagewerken gesorgt werden. Die Überschneidungen – mit anderen Worten: die Doppelbeschaffungen – im Bereich der unerlässlichen Nachschlagewerke, der „weiche“ Zeitschnitt, die Bestellbarkeit der Magazinliteratur in beide Lesesäle und nicht zuletzt die zunehmende Bedeutung elektronischer Publikationen auch in den Geistes- und Sozialwissenschaften sind ein Garant dafür, für die Bibliothekskunden die Nachteile der Zwei-Häuser-Situation weitestgehend zu minimieren. Zwar wird es nicht ausbleiben, dass Benutzer bei bestimmten Fragestellungen zwischen den beiden Standorten wechseln, aber für einen Großteil der Wissenschaftler wird durch klare Profilbildung ein Plus an Orientierung, Spezialisierung der Lesesaalliteratur und damit Benutzungsfreundlichkeit etabliert.

Es ergibt sich für beide Häuser der Staatsbibliothek eine Win-Win-Situation:

der Lesesaal Unter den Linden gewinnt neben der optimalen Verfügbarkeit der historischen Bestände durch die Profilierung auf historische Themen bis zur Moderne; der Lesesaal Potsdamer Straße durch die Ausrichtung auf das gesamte 20. Jahrhundert und die Gegenwart. Der Forschungslesesaal der Moderne im Haus Potsdamer Straße passt hervorragend zur architektonischen Situation am Kulturforum, der historische Forschungslesesaal harmoniert mit dem Ihne-Bau und dem Forum Fridericianum. Auch im Gesamtkontext der Stiftung Preußischer Kulturbesitz fügt sich das Profil der beiden Häuser der Staatsbibliothek in das bestehende Konzept der Aufteilung der Museumsbestände zwischen Museumsinsel und Kulturforum ein: Auf der Insel werden die Epochen von der Antike etwa bis zum Ende des 19. Jahrhunderts präsentiert, am Kulturforum setzt die moderne Kunst in der Neuen Nationalgalerie mit der Klassischen Moderne ein.

KONRAD ADENAUER, REMBRANDT UND DIE PREUSSISCHE STAATSBIBLIOTHEK

Wer nach den privaten Liebhabereien Konrad Adenauers sucht, erinnert sich rasch an den Bocciaspieler und den Rosenfreund; der Kunstkenner und Kunstfreund Adenauer ist hingegen weit hin unbekannt. Tatsächlich bezeichnete er die Beschäftigung mit alten und älteren

Meistern als die „einzige wirkliche Freude“, die er habe. Seine Kenntnisse waren ebenso profund wie seine Sammlung erlesen. In seinem Rhöndorfer Haus hingen Dutzende Kostbarkeiten: Goldgrund-Italiener des 14. und 15. Jahrhunderts neben Werken von Martin Schon-



*Dr. Martin Hollender
ist Referent in der Generaldirektion*



Das Arbeitszimmer Adenauers in Rhöndorf mit Rembrandts „Saskia“
(Quelle: Stiftung Bundeskanzler-Adenauer-Haus, Rhöndorf)

gauer, Lukas Cranach d. Ä., Tizian, Veronese, Tintoretto und El Greco. Manches stammte aus dem Familienbesitz von Adenauers verstorbener erster Frau Emma Weyer – so auch zwei Rembrandt-Gemälde, von denen allerdings selbst die Familie nicht recht wußte, ob sie vom Meister persönlich stammten oder nur seinem Umfeld oder seinen Schülern zuzurechnen seien.

Nach 1933 hatte Adenauer erzwungenermaßen Zeit, sich dieser Fragen anzunehmen: Von den Nationalsozialisten als Oberbürgermeister von Köln abgesetzt, zog er sich, finanziell spätestens nach einem Vergleich mit der Stadt Köln im Jahre 1937 recht großzügig ausgestattet, ins Privatleben zurück. Schon in der Bibliothek des Klosters Maria Laach, in das er im Frühjahr 1933 erst einmal ‚abtauchte‘, bestellte er Rembrandt-Literatur. In den Folgejahren nahm Adenauer dann immer wieder Kontakt auf zu Kunsthändlern und Kunsthistorikern und erörterte mit ihnen, ob der „Mann in phantastischer Tracht in einem Raume

stehend“ wie auch das Porträt von Rembrandts Frau Saskia van Uijlenburgh nun von Rembrandt oder von einem seiner zahlreichen Schüler angefertigt worden seien. In seinen umfangreichen handschriftlichen Notizen kreisten Adenauers kunstgeschichtliche Fragen um die Rembrandt'sche Verwendung von Lasurfarben, um den „ihm eigenen Goldbraunen Ton“, um den „dick, gleichsam strähnig aufgetragenen“ Farbstrich, um spätere Stiche nach Ölgemälden und das Motiv der Pudelhunde in den Werken Rembrandts.

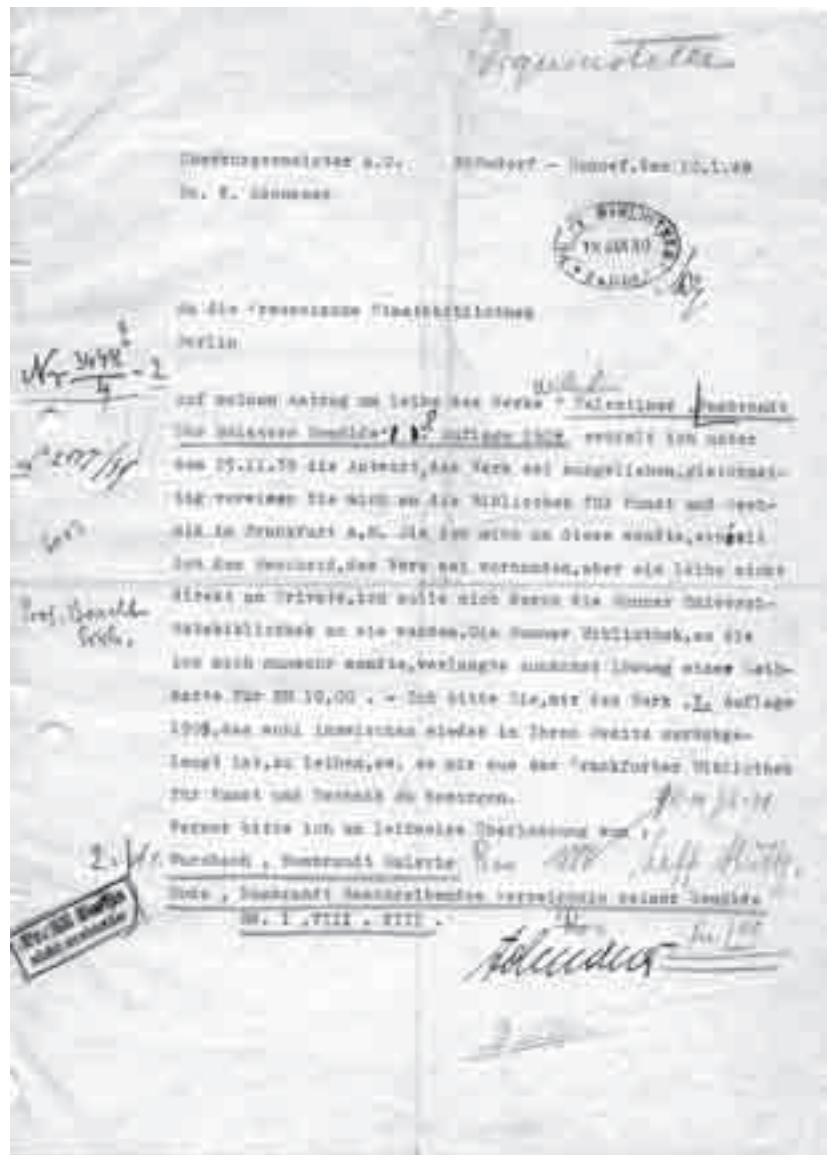
Der von Adenauer betriebene Aufwand steigerte sich gegen Ende der dreißiger Jahre; nicht zuletzt, weil er fürchten musste, bei einer immerhin möglichen finanziellen Notlage seinen Kunstbesitz veräußern zu müssen. 1938 fuhr er nach Spiez in die Schweiz, um bei einem belgischen Kunsthändler eine ähnliche Version der „Saskia“ zu besichtigen. Und wie stets: seine eigenen Bilder waren in Adenauers Augen immer die besten. „Der Haaransatz ist bei meinem Bilde viel schöner“, notierte er sich anschließend. Aufschluss über die Künstlerschaft seiner Rembrandts besaß er aber noch immer nicht. Ganz offensichtlich mangelte es ihm zusehends an Vergleichsobjekten. Das Reisen wurde ihm nun, im ersten Kriegswinter, obendrein erschwert. Abhilfe versprachen da die umfangreichen Werkverzeichnisse der bedeutenden Künstler.

Am 9. November 1939 wandte sich Adenauer schriftlich, aber ohne jede Höflichkeitsformel, an die Preußische Staatsbibliothek, Unter den Linden. Kein unbedingt ungewöhnlicher Schritt, denn

Berlin und somit vielleicht auch die Bibliothek waren ihm vertraut, seit er als Präsident des Preußischen Staatsrats seine Dienstwohnung in der Wilhelmstraße, nur wenige Meter von der Staatsbibliothek entfernt, genutzt hatte. Das Werk „Rembrandt. Des Meisters Gemälde“ möge man ihm in der dritten Auflage aus dem Jahre 1908 nach Rhöndorf schicken; „eventuelle Gebühren bitte ich durch Nachnahme zu entrichten“. Adenauer wusste sehr genau, warum es partout die dritte Auflage sein sollte: mit ihren 643 Abbildungen bot sie weitaus mehr Bildquellen als die 1904 erschienene erste Auflage mit ihren nur 405 Abbildungen. Und tatsächlich bildete der von Adenauer gewünschte Band nicht weniger als fünfzehn verschiedene Saskia-Bildnisse Rembrandts ab, die Adenauer zu Vergleichszwecken hätte heranziehen können. Doch soweit sollte es vorerst nicht kommen. Am 25. November antwortete der Vorsteher der Leihstelle nüchtern, das gewünschte Werk sei momentan verliehen; vielleicht könne Adenauer es ja aus der Bibliothek für Kunst und Technik in Frankfurt erhalten? Nun geriet der Rhöndorfer in die Abgründe bibliothekarischer Benutzungserschwernisse: Ja, er habe sich bereits nach Frankfurt gewandt, dort aber entleihe man nicht an Privatpersonen. Ihm sei beschieden worden, sich auf institutionellem Wege über die Universitätsbibliothek Bonn nach Frankfurt zu wenden. In Bonn aber verlange man zunächst die Lösung einer Leihkarte zu zehn Reichsmark, was Adenauer offenbar nicht zu zahlen bereit war. Lieber wiederholte er da am 10. Januar 1940 seine Bitte an die Preußische Staatsbibliothek, ihm das Buch, „das wohl inzwischen wie-

der in Ihren Besitz zurückgelangt ist“, (auf preiswerterem Wege) zu schicken bzw. ihm das Werk aus Frankfurt zu beschaffen. – Doch weit gefehlt. Acht Tage später bereits antwortet Unter den Linden, das Buch sei „immer noch in den Händen eines hiesigen Hochschullehrers“; man habe es nun aber eingefordert. Ohnehin aber benötige Adenauer, „wie Sie aus dem beigefügten Merkblatt ersehen“, auch zur Benutzung der Berliner Staatsbibliothek eine Leihkarte ...

Schreiben Adenauers an die
Preußische Staatsbibliothek,
10. Januar 1940
(Quelle: Handschriftenabteilung der
SBB-PK)



Das Schreiben Adenauers aus dem Archiv der Staatsbibliothek zeigt deutlich die Bearbeitungsschritte innerhalb der Bibliothek: Stempelungen, Paraphierungen und verschiedene Signaturvermerke hinsichtlich aller vorhandenen und nicht vorhandenen Bücher. Das heutige Primat der unbedingten Benutzerzufriedenheit und Serviceorientierung scheint in jenen Jahren noch wenig ausgeprägt zu sein; vielmehr herrscht – nicht allein in Berlin, sondern auch in Frankfurt und Bonn! – eine ermüdende Schwerfälligkeit vor, die auch dem Hartnäckigsten die Benutzung einer wissenschaftlichen Bibliothek verfallen kann.

Ein weiterer Schriftwechsel zwischen Adenauer und der Preußischen Staatsbibliothek ist nicht überliefert; möglicherweise wurde Adenauer die ganze Aktion zu kostspielig, zu aufwändig und zu umständlich. Seine kunstgeschichtlichen Interessen verlagerten sich in der Nachkriegszeit ohnehin vom holländischen siebzehnten Jahrhundert hin zur Malerei

der Gotik. Und auch ohne die Hilfestellung der Preußischen Staatsbibliothek hielt sich Adenauer für einen kaum fehlbaren Rembrandt-Experten: als ihm in Chequers, dem Landsitz der britischen Premierminister, die dortige Kunstsammlung inklusive eines Rembrandts vorgeführt wurde, rief Adenauer in der ihm eigenen Art ein wenig nassforschend aus: „Das ist kein Rembrandt“.

Was sich überdies erst nach dem Tode Adenauers durch fundierte Analysen herausstellte: seine beiden fraglichen Rembrandt-Bilder waren in der Tat nur Kopien der Originale aus Schülerhand.

Kisters, H.: Adenauer als Kunstsammler, München 1970. – Peters, H.-A.: Der kölsche Doge von Bonn und die alten Meister. Konrad Adenauer als Kunstsammler, in: Der Rotarier, Jg. 33, H. 391 (1983). – Adenauer. Briefe 1951-1953. Bearb. v. H. P. Mensing, Berlin 1987. – Adenauer im Dritten Reich. Bearb. v. H. P. Mensing, Berlin 1991.

MOZART IN DER STAATSBIBLIOTHEK

*Roland Schmidt-Hensel MA.
ist Referent in der Musikabteilung
und Leiter des der Abteilung
angeschlossenen Mendelssohn-
Archivs*

*Übrigens benachrichte, daß den 27 Januarii
abends um 8 uhr die meinige mit einem
Buben [...] glücklich entbunden worden
[...]. Der Bub heißt Joannes Chrisostomos,
Wolfgang, Gottlieb. Mit diesen Worten
vermeldete der fürsterzbischöflich salz-
burgische Violinist Leopold Mozart An-
fang Februar 1756 einem befreundeten*

Verleger die Geburt seines jüngsten Sohnes. Heute, im Jahr 2006, begeht die musikalische Welt in vielfacher Weise den zweihundertfünzigsten Geburtstag eben dieses Wolfgang Amadeus Mozart (1756–1791). Zum Festprogramm gehören Buchpublikationen, Einspielungen seiner Werke auf CD und DVD, Fernseh-

produktionen, Gedenkfeiern, Konzerte und Opernzyklen und natürlich auch zahlreiche Ausstellungen zu Leben und Werk des Komponisten. Auch die Staatsbibliothek zu Berlin hat dem Jubilar schon im Januar 2006 eine erste Reverenz erwiesen, als sie ihren Neujahrsempfang ganz im Zeichen Mozarts feierte (vgl. auch Heft 2/2006). Immerhin ist



Jupiter-Sinfonie KV 551), Klavierkonzerte, geistliche Werke, Streichquartette, Divertimenti, Orchester- und Bläserserenaden sowie Klavierstücke. Hinzu kommen mehrere eigenhändige Briefe Mozarts, Erstdrucke einzelner Werke sowie einige zeitgenössische Abschriften.

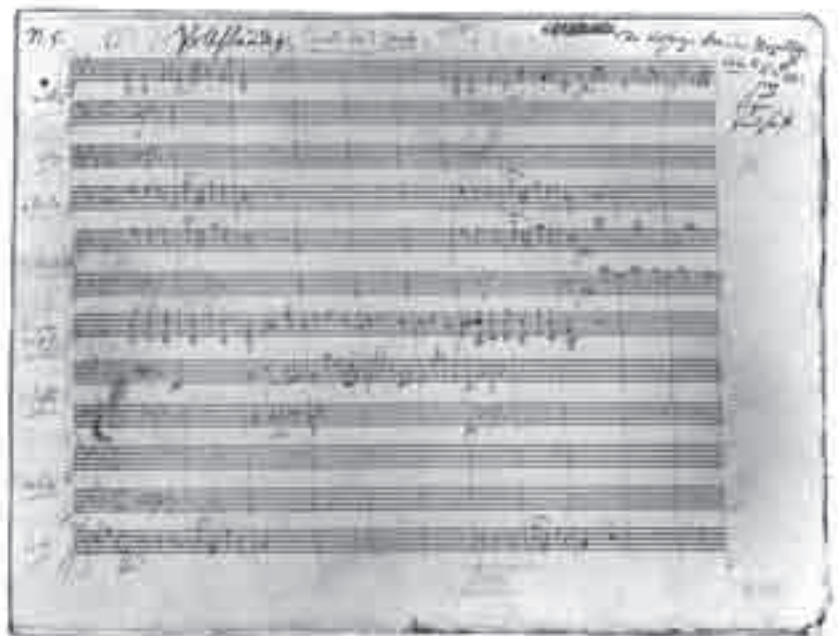
die Bibliothek Mozart in besonderem Maße verbunden, besitzt ihre Musikabteilung doch – trotz kriegsbedingter Dezimierung – die weltweit größte und bedeutendste Sammlung von Mozart-Autographen. Mit diesem Bestand ist die Staatsbibliothek im Mozart-Jahr 2006 ein gefragter Leihgeber: Von Januar bis September des Jahres wurden diverse Ausstellungen nicht zuletzt in den Mozart-Städten Wien und Salzburg mit Leihgaben bestückt.

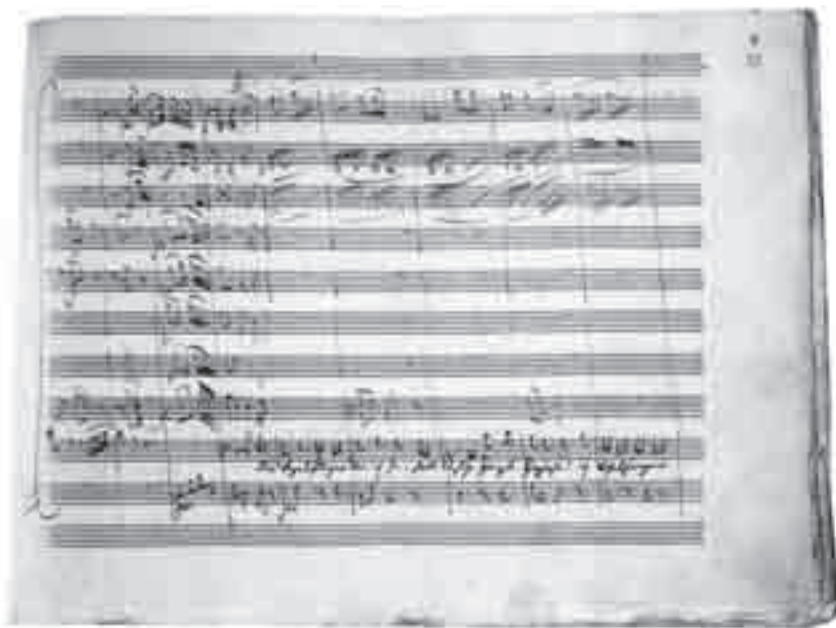
Aber natürlich wollen wir auch unseren Lesern und der Berliner Öffentlichkeit unsere Schätze nicht vorenthalten. Unter dem Titel „... gewaltig viel Noten, lieber Mozart!“ wird die Staatsbibliothek zu Berlin daher vom 26. Oktober bis zum 9. Dezember 2006 eine breite Auswahl von Autographen Mozarts quer durch alle Schaffensphasen und Gattungen im Ausstellungsraum des Hauses Potsdamer Straße präsentieren. Gezeigt werden unter anderem die Originalhandschriften von *Idomeneo*, *Die Entführung aus dem Serail*, *Le nozze di Figaro*, *Così fan tutte*, *Die Zauberflöte* und *La clemenza di Tito*, außerdem Sinfonien (einschließlich der

Dass die Staatsbibliothek zu Berlin diese Schätze ihr eigen nennen darf, ist nicht etwa Resultat der direkten Beziehung des Komponisten zu Berlin, sondern Ergebnis einer längeren Sammlungsgeschichte. Bekanntlich lag der Lebens- und Schaffensmittelpunkt Mozarts zunächst in seiner Geburtsstadt Salzburg und ab 1781 in Wien. Nur einmal, im April/Mai 1789, führte ihn eine seiner zahlreichen Reisen auch nach Berlin und Potsdam. Über diesen Besuch wusste der Musikschriftsteller Friedrich Rochlitz 1798 zu berichten, Mozart habe sogleich nach seiner Ankunft eine Aufführung der

Wolfgang Amadeus Mozart. Stich von Eduard Mandel (1858) nach der Silberstiftzeichnung von Doris Stock aus dem Jahr 1789

W. A. Mozart: Konzert für Klavier und Orchester Es-Dur KV 482. Autograph. Beginn des ersten Satzes





W. A. Mozart: *Die Zauberflöte*
KV 620. Autograph. Nr. 2 Arie Papa-
geno „Der Vogelfänger bin ich ja“

Oper *Die Entführung aus dem Serail* im Königlichen Nationaltheater am Gendarmenmarkt besucht, und zwar inkognito – bis er bei einer fehlerhaft ausgeführten Stelle lauthals tadelnd herausgeplatzt sei. Ebenfalls bei Rochlitz findet sich die Anekdote, dass der preußische König Friedrich Wilhelm II. damals Mozart eine überaus gut dotierte Stelle angeboten habe, der Komponist aber abgelehnt habe, weil er doch „seinen“ Kaiser Joseph II. nicht im Stich lassen könne. Zumindest diese letzte Anekdote ist aber doch zu schön, um wahr zu sein. Tatsächlich wissen wir weder, ob Mozart damals möglicherweise wirklich eine Anstellung am Berliner Hof suchte, noch, ob er überhaupt vor dem König gespielt hat. Ebenso ist unklar, ob die kurze Zeit später in Angriff genommene Komposition dreier Streichquartette und einer Klaviersonate, die nach Mozarts Aussage für den preußischen Hof bestimmt waren, auf einen formellen Kompositionsauftrag zurückgehen. Sicher ist lediglich, dass für die Zeit von Mozarts Abreise

W. A. Mozart: *Sinfonie B-Dur* KV 22
(1765). Abschrift von Leopold
Mozart. Beginn des ersten Satzes

aus Berlin Ende Mai 1789 bis zu seinem Tod am 5. Dezember 1791 keine weiteren Kontakte zum preußischen Hof nachweisbar sind. Mozarts Musik hingegen war durchaus im Berliner Musikleben präsent. Zu Lebzeiten des Komponisten erklangen neben der *Entführung* auch – in deutscher Übertragung – *Don Giovanni* und *Die Hochzeit des Figaro* im Nationaltheater, das zuletzt genannte Werk außerdem im Herbst 1790 in italienischer Sprache im Schlosstheater in Potsdam. Inwieweit außerdem geistliche und Instrumentalwerke des Wiener Meisters damals bereits in Berlin bekannt waren, ist schwer einzuschätzen. Belegt ist aber, dass Friedrich Wilhelm II. im Februar 1792, also kurz nach Mozarts Tod, den preußischen Gesandten in Wien damit beauftragte, Mozarts Witwe Constanze acht Werke zu ungewöhnlich hohen Preisen abzukaufen, offenbar um die Witwe auf diese Weise zu unterstützen. Unter diesen Werken befanden sich das eben erst von Mozarts Schüler Franz Xaver Süssmayr komplettierte Requiem, zwei weitere Kirchenkompositionen sowie



mehrere Kammermusikwerke. Wohl-gemerkt: Friedrich Wilhelm II. kaufte nicht Mozarts Originalhandschriften, sondern lediglich die – noch ungedruckten – Werke in Abschriften. Die damals für Berlin angefertigten Abschriften einiger Streichquintette Mozarts haben sich höchstwahrscheinlich in den Beständen der Staatsbibliothek erhalten; entsprechende Datumsvermerke belegen, dass diese Werke in den folgenden Jahren bei den Kammermusiksoireen des Königs häufig gespielt worden sind. Weitere königliche Unterstützung erfuhr Constanze Mozart im übrigen bei ihrem Berlin-Besuch im Februar 1796, als ihr gestattet wurde, im Königlichen Opernhaus und mit der Königlichen Kapelle ein Konzert mit Werken ihres verstorbenen Mannes zu ihrem eigenen „Benefiz“ zu veranstalten.

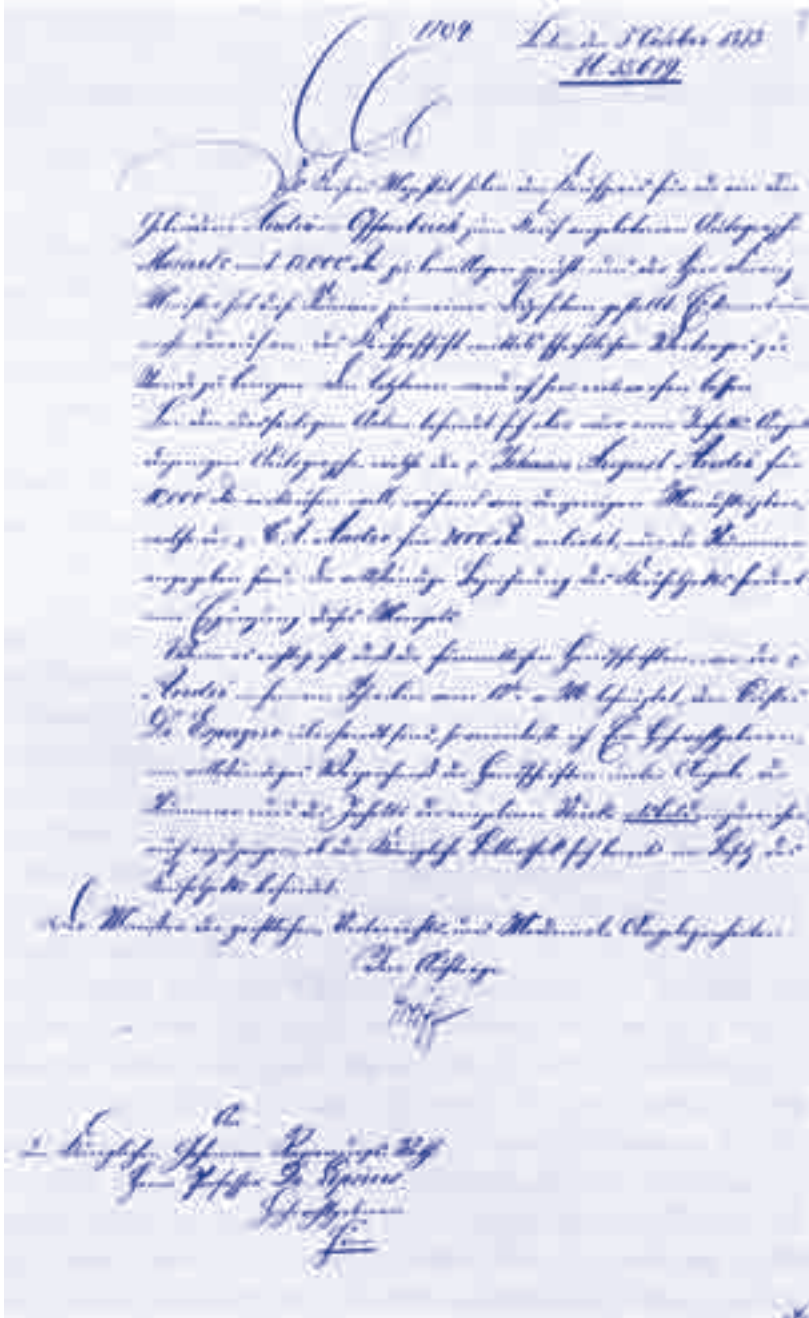
Die Reise der Mozart-Autographe von Wien nach Berlin nahm jedoch erst im Winter 1799/1800 ihren Anfang, als Constanze Mozart sämtliche damals noch in ihrem Besitz befindlichen rund 280 Autographe ihres Mannes an den Offenbacher Musikverleger Johann Anton André verkaufte. André sicherte sich auf diese Weise den exklusiven Zugang zu zahlreichen seinerzeit noch unbekanntenen Werken, die er nun auf Grundlage der Originalmanuskripte in Erstausgaben erscheinen lassen konnte. Das Nachsehen hatte der Konkurrent Breitkopf und Härtel in Leipzig, der ebenfalls mit der Witwe Mozart in Verhandlungen gestanden hatte und nunmehr sozusagen „auf dem Trockenen“ saß. Ab 1840/41 bemühten sich zunächst Johann Anton André und später seine Erben mehrfach, die Mozart-Sammlung geschlossen an



Die Zauberflöte KV 620. Kostümfigurine „Sarastro“ zur Berliner Aufführung von 1816. Stich von Carl Friedrich Thiele (1819)

eine große Hofbibliothek zu verkaufen, doch gelang weder mit Berlin noch mit Wien, London oder München eine Einigung. Auch der zwischenzeitlich unternommene Versuch der Andrés, die Autographe einzeln zu verkaufen, scheint kaum Resonanz gefunden zu haben. Daher kam es schließlich im Herbst 1854 zur Aufteilung der Mozart-Sammlung auf die sechs Söhne sowie den Ehemann der damals schon verstorbenen Tochter des Verlegers. Von diesen sieben Einzelerben trennten sich einige in den folgenden Jahren von den ihnen zugefallenen Stücken, während zwei der Söhne ihr Erbteil weitgehend geschlossen behielten. Anfang der 1870er Jahre konnte dann Franz Espagne, der damalige Kustos der Musiksammlung der Königlichen Bibliothek zu Berlin, diese beiden André-Söhne dazu bewegen, die ihnen noch verbliebenen Mozartiana erneut zum Kauf anzubieten. Nachdem das Ministerium die als





Mitteilung des zuständigen Ministeriums über die Genehmigung des Ankaufs 1873

Kaufpreis veranschlagten 12.000 Taler bewilligt hatte, gelangten Ende 1873 schließlich rund 135 Mozart-Autographen nach Berlin. Dort angekommen, fanden sie sich in guter Gesellschaft wieder, besaß die Königliche Bibliothek doch neben ihren sonstigen musikalischen Schätzen bereits

über 40 Mozart-Autographe, die auf anderen Wegen von Wien nach Berlin gelangt waren. Schon in der 1841 erworbenen Bibliothek des Musikhistorikers Georg Poelchau, die den Grundstock für eine eigenständige Musiksammlung der Bibliothek gebildet hatte, hatten sich acht Werkautographe Mozarts befunden. Seit Anfang der 1860er Jahre hatte die Bibliothek dann etliche Mozart-Manuskripte als Geschenke von Privatleuten erhalten, darunter auch die Originalpartituren der Jupiter-Sinfonie sowie der Opern *La clemenza di Tito* und *Die Zauberflöte*. Die meisten der auf diese Weise nach Berlin gelangten Quellen stammten im übrigen aus dem Besitz jener André-Erben, die nach 1854 ihren Anteil verkauft hatten. In etlichen Fällen wurden die edlen, aber in der Regel nicht adligen Spender mit der Verleihung eines Ordens oder eines Titels belohnt, der ihnen zusätzliches Sozialprestige im noch überwiegend aristokratisch geprägten gesellschaftlichen Leben verlieh. Auch nach 1873 konnte die Berliner Mozart-Sammlung mehrfach durch bedeutende Stücke ergänzt werden, zuletzt 1901 durch die *Figaro*-Partitur aus dem Nachlass des Verlegers Simrock und 1908 durch die *Entführung aus dem Serail* als Teil einer umfangreichen Autographen-Schenkung von Ernst von Mendelssohn-Bartholdy, dem Neffen des Komponisten Felix Mendelssohn Bartholdy.

Einen tiefen Einschnitt in die Geschichte der seit 1918 als „Preußische Staatsbibliothek“ firmierenden Bibliothek und insbesondere in die Geschichte ihrer einzigartigen, bis 1939 auf über 250 Werkautographe angewachsenen Mozart-Sammlung bedeutete der Zweite

Weltkrieg. Aus Angst vor Zerstörungen durch die beginnenden alliierten Luftangriffe wurden ab 1941 zunächst die herausragenden Sondersammlungen der Bibliothek in verschiedene Auslagerungs-orte im gesamten Reichsgebiet verbracht (ab 1943 folgte dann die nahezu vollständige Auslagerung auch der „normalen“ Druckschriftenbestände). Um das Risiko eines Totalverlustes zu minimieren, wurde dabei nicht nur die Mozart-Sammlung als Ganzes auf vier Depots verteilt; auch die einzelnen Teile mehrbändiger Werke gelangten meist an unterschiedliche Auslagerungsorte. Auf diese Weise kamen Berliner Mozart-Autographe nach Kloster Banz (Oberfranken), Kloster Beuron (oberes Donautal), Schloss Altmarrin (Pommern) und Schloss Fürstenstein (Schlesien); das Fürstensteiner Depot wurde 1944 ins nahe Kloster Grüssau umgelagert, der nach Altmarrin verbrachte Bestand im Winter 1944/1945 vor der anrückenden Roten Armee nach Schönebeck an der Elbe zurückverlegt. Nach Ende des Zweiten Weltkriegs befanden sich somit Berliner Mozart-Autographen in der amerikanischen (Banz), französischen (Beuron) und sowjetischen (Schönebeck) Besatzungszone sowie auf nunmehr polnischem Staatsgebiet (Fürstenstein/Grüssau). Die damals in Banz, Beuron und Schönebeck befindlichen Mozart-Autographe kehrten nach dem Krieg – zum Teil über Zwischenstationen – in die beiden Staatsbibliotheken im geteilten Berlin zurück und sind heute wieder in der Musikabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin vereinigt. Die nach Fürstenstein/Grüssau verbrachten Bände hingegen gelangten im Sommer 1945 in die Biblioteka Jagiellońska in Krakau. Einige Spitzenstücke

aus diesem Depot wurden 1977 von der polnischen Regierung an die DDR zurückgegeben; die restlichen Bände sind seit Ende der 1970er Jahre in Krakau für die Wissenschaft wieder zugänglich. Bei allem Schmerz über diese fortdauernde Teilung der gewachsenen Sammlung, ja sogar einzelner Werke – derzeit befinden sich unter anderem *Idomeneo*, *Die Entführung aus dem Serail*, *Le nozze di Figaro* und *Così fan tutte* teils in Berlin und teils in Krakau – ist aber auch auf den erfreulichen Umstand hinzuweisen, dass trotz der Wirren des Krieges und der Nachkriegszeit lediglich das Autograph des Notturmo für vier Orchester KV 286 als gänzlich verschollen zu beklagen ist (ein weiteres Autograph wurde um 1950 entwendet und gelangte über Umwege in eine New Yorker Bibliothek). Im übrigen wird im Herbst des Jubiläumsjahres 2006 eine von den Bibliotheken in Berlin und Krakau gemeinsam herausgegebene Mikrofiche-Edition erscheinen, in der die derzeit

W. A. Mozart: *Don Giovanni*
KV 527. Erstdruck der Partitur Leipzig: Breitkopf & Härtel, 1801.
Titelblatt



geteilte Mozart-Sammlung zumindest virtuell wieder in ihrer ursprünglichen Zusammensetzung und Signaturenfolge präsentiert wird. Daneben haben verschiedene Verlage Faksimile-Editionen ausgewählter Handschriften veröffentlicht oder zur Veröffentlichung angekündigt, unter denen eine aufwändig produzierte Ausgabe der Autographe aller

sieben Meisteropern Mozarts aus den Jahren 1781 bis 1791 besonders hervorzuheben ist. Auf diese Weise erfreut das Festprogramm zu Mozarts Geburtstag nicht nur Augen und Ohren, sondern hilft auch, die Wunden der Geschichte wenn nicht zu heilen, so doch zumindest zu lindern.

ZUR UMSCHLAGABBILDUNG

Mitte

W. A. Mozart: Sinfonie C-Dur KV 551 „Jupiter-Sinfonie“. Autograph. Beginn des ersten Satzes

Rechts

Wolfgang Amadeus Mozart am Klavier. Porträt von Joseph Lange (Ausschnitt) (Salzburg, Internationale Stiftung Mozarteum / © bpk)

Unten

W. A. Mozart: eigenhändige Unterschrift (aus einem Brief an Abbé Joseph Bullinger vom 3. Juli 1778, nach dem Faksimile in: Otto Jahn, W. A. Mozart, Leipzig 2¹⁸⁶⁷).

Im Sommer des Jahres 1788 komponierte Wolfgang Amadeus Mozart (1756 bis 1791) in kurzer Folge drei Sinfonien (Es-Dur, g-Moll und C-Dur), die seine letzten Beiträge zu dieser Gattung bleiben sollten. Der Beiname „Jupiter“ für die C-Dur-Sinfonie stammt nicht vom Komponisten selbst, sondern wurde dem Werk wahrscheinlich um 1819 von dem englischen Konzertveranstalter Johann Peter Salomon beigelegt. Das Autograph dieser Symphonie gehörte zu den rund

280 Originalmanuskripten Mozarts, die die Witwe Mozarts 1799 an den Offenbacher Musikverleger Johann Anton André verkaufte. Bei der Erbteilung im Jahr 1854 fiel sie an Andrés Sohn Julius; 1870 wurde sie vom Berliner Kaufmann Adolf Liebermann erworben und der Königlichen Bibliothek in Berlin geschenkt. Im Zweiten Weltkrieg nach Kloster Grüssau in Schlesien ausgelagert, kam sie nach Kriegsende in die Biblioteka Jagiellonska in Krakau. Zusammen mit einigen anderen nach Krakau gelangten Spitzenstücken aus dem Besitz der ehemaligen Preußischen Staatsbibliothek wurde sie im Jahr 1977 von der polnischen Regierung an die DDR zurückgegeben.

Das Porträtgemälde von Mozarts Schwager Joseph Lange wurde früher auf 1782/83 datiert, stammt aber nach neueren Erkenntnissen höchstwahrscheinlich aus dem Frühjahr 1789. Der Komponist ist hier am Klavier sitzend dargestellt; der auf unserer Abbildung nicht sichtbare untere Bereich des Bildes ist allerdings lediglich vorskizziert. Das Bild befindet sich heute im Besitz der Internationalen Stiftung Mozarteum in Salzburg.



DAS „HOLZMINDISCHE WOCHENBLATT“ 1785–1792

Eine Lokalzeitung – zugleich ein Beispiel
kooperativer Erwerbung, Erhaltung und Vermittlung

ERWERBUNG

Selten, sehr selten erhält ein Zeitungs-
bibliothekar ein antiquarisches Angebot
aus dem 18. Jahrhundert. Zu Beginn die-
ses Jahres wurde uns in der Zeitungs-
abteilung jedoch dieses seltene Glück
zuteil! Ein uns von früheren wertvollen
Erwerbungen bekanntes Antiquariat aus
der Lüneburger Heide bot uns ein Kon-
volut des „Holzmindischen Wochenblat-
tes“ von 1785–1790 zu einem allerdings
recht stattlichen Preis an.



Der erste Blick galt selbstverständlich
der Zeitschriftendatenbank (ZDB), denn
in unserem Bestand befand sich dieser
Titel bisher noch nicht. Und dort in der
ZDB konnten wir ermitteln, dass die
Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek –
Niedersächsische Landesbibliothek Han-
nover (NLB) die Jahrgänge 1789 und
1792 dieses Titels nachweist. Es versteht
sich, dass wir dieses Angebot zuerst an
die Kollegen in Hannover weiterleiteten
– allein: dort fehlten die Mittel, um diese
Bestandsergänzung aus dem späten
18. Jahrhundert vornehmen zu können.
Aber durch Vermittlung der NLB wurde
uns eine Spende der Holzmindener
Firma Symrise GmbH & Co. KG zugesagt
– und das sollte für den weiteren Verlauf
dieser kooperativen Bestandserwer-
bungs-, -erhaltungs- und -erschließungs-
aktion noch an Bedeutung gewinnen!

Gleichfalls bedeutend, wenn auch in
negativer Hinsicht, war der in der ZDB
fehlende Nachweis auf die Bestände die-
ses Titels im Niedersächsischen Staats-
archiv Wolfenbüttel. Erst durch Peter
Albrechts Artikel in Holger Bönings
„Deutsche Presse“, Band 3,2 erhielten
wir Kenntnis von der Existenz dieses und
weiterer Bestände, doch da hatten wir
uns glücklicherweise bereits zum Erwerb
entschlossen und uns außerdem mit dem

*Dr. Joachim Zeller
ist Leiter der Zeitungsabteilung
der Staatsbibliothek zu Berlin*

*Holzmindisches Wochenblatt
Umschlag-Titel der ersten Quartals-
ausgabe*

Holzmindisches Wochenblatt
Titelseite der ersten Ausgabe



Antiquar auf einen vertretbaren Ankaufspreis einigen können.

ZUR BEDEUTUNG DES „HOLZMINDISCHEN WOCHENBLATTS“

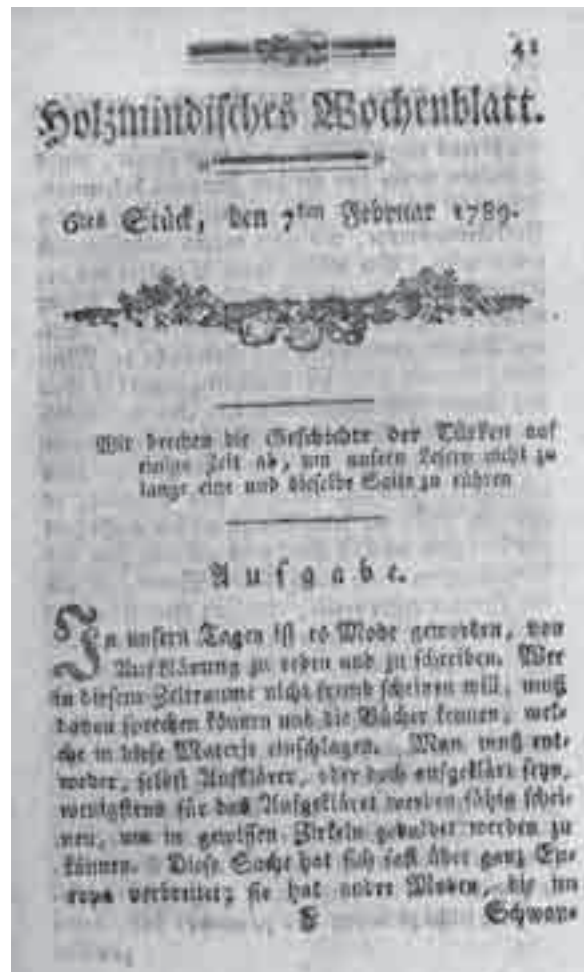
Vor dem Wochenblatt brachte der Holzmindische Buchdrucker Julius Heinrich Bohn von April bis Juni 1785 die „Moralischen Erzählungen“ heraus, deren Materialsammlung und Herausgabe von den Lehrern der Klosterschule unentgeltlich versehen wurde. Wöchentlich wurden darin neben Erzählungen auch Reisebeschreibungen und Kurzgeschichten

nachgedruckt. Ein immer größer werdender Käuferkreis und das sich auf den gesamten Weserdistrikt ausdehnende Verbreitungsgebiet der „Erzählungen“ ließ Bohn auf den wachsenden Bedarf im Juni 1785 hin die Herausgabe „... einer anderen periodischen Schrift“ ankündigen, „die den Titel Holzmindisches Wochenblatt führen und worin man mehr auf den Nutzen, als bloß auf das Vergnügen der Leser sehen wird.“ (Deipenwisch, Rolf: Geschichte und Bedeutung der Holzmindener Presse von 1785 bis 1850). Und im Umschlag zum ersten Quartalsheft findet sich dann nochmals das verlegerische Programm: „Von diesem Wochenblatt, das mit dem Julius dieses Jahres seinen Anfang genommen hat, wird jeden Sonnabend ein halber Bogen herausgegeben. Es hat zur Absicht, solche Kenntnisse

zu verbreiten, die dem Nahrungsstande und dem Gelehrten nützlich sind. Die brauchbarsten Erfahrungen in der Oeconomie und Naturlehre machen den Hauptgegenstand desselben aus, und nächst dem sollen manche merkwürdige Nachrichten aus der Geschichte und Geographie der hiesigen und benachbarten Gegenden geliefert werden. Für Beiträge zur Technologie soll auch gesorgt werden, und überhaupt wird man sich nichts mehr angelegen seyn lassen, als nach allen Kräften Nutzen zu stiften.“ Der Inhalt der ersten Jahrgänge erfüllt dieses Programm völlig, wie einige Titel-

beispiele zeigen: „Vom Nutzen der Johannisbeeren“; „Schneller(!) Wachstum von Petersburg“; „Porzellan und Fayance dauerhaft zu machen“; „Ueber die Manufacturen im Hannoverischen“; „Mittel wider die Würmer im Holze“; „Ein Beytrag zur Geschichte der Menschheit“. Im Februar 1789 änderte sich der Charakter des Wochenblatts, im 6. Stück vom 7. Februar wird eine ausführliche Erörterung der Aufklärung gedruckt: „In unseren Tagen ist es Mode geworden von Aufklärung zu reden und zu schreiben ...“ Auf mehr als sechs (von acht) Seiten fährt der neue Herausgeber, Heinrich Friedrich Christian Wiedemann, Theologe wie sein Vorgänger Grotrian und als „Collaborateur“ am Holzmin-

dischen Gymnasium auf eine Pastorenstelle wartend, fort: „... Diese Sache hat sich über ganz Europa verbreitet; sie hat andre Moden, die im Schwange waren und deren Herrschaft unerschütterlich gegründet zu seyn schien, verdrängt, sie hat sich überall eingeschlichen, daß man glaubt, dieses Säculum werde von ihr den Zunamen bekommen. Hieran ist inzwischen sehr zu zweifeln, weil es der Aufklärungsmode, wie jeder anderen wahrscheinlich gehen wird. Sie blühet ihren Sommer und folgende treibt ein ander Gewächs hervor.“ (S. 41 f.) Drei Wochen später, am 28. Februar 1789, wird mit einer Antwort auf Fragen: „1. Was Aufklärung sey? 2. Was sie nütze?“ die Auseinanderset-



Holzmindisches Wochenblatt
6. Stück, den 7^{ten} Februar 1789

zung und Belehrung fortgesetzt. Der belehrenden Unterweisung insbesondere der einfachen Leser wird aber auch mit volksaufklärerischen Artikeln, mit medizinischen und landwirtschaftlichen Ratschlägen gedient. Ebenso werden die Schulbildung und die Volksaufklärung direkt in Artikeln angesprochen, so etwa im 6. Stück vom 5. Februar 1791: „Ueberhaupt muß auch dies, so wohlthaetig es auch immer seyn mag, seine bestimmten Graenzen haben: zu viele Aufklärung ist für Menschen, die ihre Lage in der Welt und ihre künftige Bestimmung nicht in den Stand setzt, sie künftig weiter auszubilden ... von keiner so großen Wirksamkeit, und kann sogar

Holzmindisches Wochenblatt
Antwort am 28^{ten} Februar
1789



... von nachtheiligen Folgen seyn, weil sie ihn an den einträglichen und nothwendigen Arbeiten seines Berufes hindert.“ (S. 467 f.) Aus den letzten Jahren des „Holzmindischen Wochenblatts“, die uns noch nicht verfügbar waren, berichtet Peter Albrecht von der Mitarbeit des Candidaten Busse, der in einem Aufsatz den Verlauf der Französischen Revolution kritisiert: „Eine milde Aufklärung dämmerte nach und nach hervor, und verbreitete ihre segnenden Strahlen über den größten Theil der Welt. ... Aber ach! Ein Seitenblick auf jenes weiland so schöne Land, über welches jetzt das traurigste Schicksal verhängt ist; ... Unauslöschbar ist der Schandfleck, den der

rasende Freiheitspöpel in Frankreich der Menschheit angehängt hat!“ (Böning, Bd. 3,2; Sp. 632)

Das „Holzmindische Wochenblatt“ war im Weserdistrikt der Multiplikator der öffentlichen Meinung des gebildeten Bürgertums. Als bereits damals so bezeichnetes „Lokalblatt“ normierte es die öffentliche Meinung in seinem räumlich begrenzten Verbreitungsgebiet. Die publizierten Berichte und Aufsätze der „Oeconomie, Geschichte und Erdbeschreibung“, aber auch der Wissenschaft und Kunst dienten dem selbst erklärten Ziel: „Sachen zur Sprache [zu bringen], die der menschlichen Gesellschaft und dem Staate wichtig sind“. Diepholz bewertet in seiner Dissertation die Wirkung des Wochenblatts wie folgt: „Allem Anschein nach gelang es den Holzmindener Wochenblättern, das permanente Interesse einer bürgerlichen Leserschaft auf sich zu ziehen und diese für ihre publizistische Aussage zu disponieren. ... Eine sachkompetente Redaktion bereitete unter der Schirmherrschaft eines wissenschaftlich ausgebildeten Zensors das breite Spektrum zeitnaher, den Ideen der Aufklärung verhafteter Themen auf.“ (Deipenwisch, S. 236)

ERHALTUNG UND VERMITTLUNG

Noch bevor die Lieferung erfolgte, erwogen wir, in Absprache mit den Hannoveraner Kollegen, die kooperative Bestandserhaltung und -nutzung dieses seltenen Titels. Als wir jedoch das Konvolut des Antiquars sowie die beiden, bescheiden gebundenen Bände aus Hannover bei uns vorliegen hatten, erkannten wir, dass die reguläre Mikroverfil-

mung bei diesen Vorlagen nicht ratsam und zweckmäßig einsetzbar wäre. Die sehr kleinformatigen Vorlagen (gebundene Quartalsausgaben in den Abmessungen 175 x 115 x 10 mm) sind auf recht grobem Hadernpapier und zusätzlich in einem sehr ungleichmäßigen Druckbild, mit brauner Tinte, teilweise stark durchschlagendem Widerdruck und mit gelegentlich zufließenden Typen gedruckt (s. Abbn.). Der normalerweise eingesetzte, quasi bitonal arbeitende schwarz-weiße Mikrofilm hätte bei diesen Vorlagen keine ausreichende oder gar eine gute Lesbarkeit erzielen können und das besondere Flair des historischen Zeitungsdrucks wäre ohnehin nicht nachvollziehbar gewesen. Daher entschlossen wir uns zu einer anderen Vorgehensweise, einer von uns bisher nicht eingesetzten Technologie.

In Abstimmung mit unserem reprografischen Dienstleister, der MIK-Center GmbH Berlin, planten wir die primäre Digitalisierung in Farbe mit der nachfolgenden Ausbelichtung eines Graustufenfilms für die Langzeitsicherung. Die Farbscans sollten entsprechend dem von der Zeitungsabteilung gemeinsam mit dem MIK-Center und der Firma 3-point-concepts entwickelten „DoD“-Verfahren als CD oder DVD mit einer vorangestellten Navigationstabelle und den aufrufbaren Scans der Ausgaben im pdf-Format erstellt werden.

(Zu diesem Service:

<http://zeitungen.staatsbibliothek-berlin.de/de/benutzung/digit.html>)

Die auf diese Weise erzielten Ergebnisse, gespeichert auf einer DVD, sind u. E. nach höchst überzeugend: Durch die

beim Scannen eingesetzte Filtertechnik konnte der durchschlagende Widerdruck reduziert und somit die Lesbarkeit gegenüber dem Original erheblich verbessert werden. Das wird zusätzlich durch den variablen Abbildungsmaßstab unterstützt, der das Lesen in gegenüber dem Original leicht vergrößertem Maßstab ermöglicht. Noch sind allerdings auch die Kosten für die Erstellung der Farbscans sowie für die nachfolgende Bildbearbeitung im Vergleich zum bisherigen DoD-Verfahren erheblich höher! Vermutlich würden die bei diesem ersten und bisher singulären Einsatz entstandenen Kosten sinken, wenn die Farbscans als Standard angeboten werden könnten und die nachfolgende Bildbearbeitung (die Erstellung der Navigationstabelle durch die Zuordnung der Bild-Image-Nummern zu den Erscheinungsdaten und Seitenzahlen) mit entsprechenden Programmen wie bei den Scans auf Schwarz-Weiß-Filmbasis unterstützt werden würde.



Die uns für diese Bestandserhaltung zur Verfügung gestellte Spende ermöglichte es, dieses Verfahren der primären Digitalisierung durch Farbscans einzusetzen. Nun ist es unser Ziel, mit Hilfe der ermittelten Bestände weiterer Eigentümer die Lücken in der vorliegenden DVD zu schließen und einen möglichst kompletten, quasi „virtuellen“ Gesamtbestand dieses „Holzmindischen Wochenblatts“ digitalisiert vorlegen zu können. Dies könnte zugleich als allgemeines Beispiel der Erschließung und Nutzung verteilter Bestände durch kooperative Digitalisierung gelten und somit einen Weg zur Schaffung eines virtualisierten nationalen Zeitungsbestandes aufweisen.

... Sie stiften Identität und sind ein Spiegel der Gesellschaft – die Regionalzeitungen.
(Ralf Dahrendorf, *Badische Zeitung*, 25. 1. 2003)

EIN ABEND FÜR ...

DEN VERLEGER ELMAR FABER

*Dr. Martin Hollender
ist Referent in der Generaldirektion*

„Stammgast der Leipziger Buchmesse“, titelte das Leipziger „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“ im März 1988, als der Münchner Verlag Saur im nunmehr bereits 35. Jahr dort seine Produkte ausstellte. Klaus G. Saur, der als Vorsitzender des Börsenvereins-Ausschusses für den innerdeutschen Handel nicht zuletzt auch vermehrte Beiträge über das Buch- und Verlagswesen in der DDR in der westdeutschen Ausgabe des

„Börsenblatts“ durchgesetzt hatte, kennt ihn aus seinen geschäftlichen und institutionellen „Ostkontakten“ seit langem: Elmar Faber, den langjährigen Vorsitzenden des Verlegerausschusses des Leipziger Börsenvereins und Doyen der DDR-Verlegerszene.

In der „alten“ Bundesrepublik nicht unbekannt, handelt er weder mit Bleistiften noch mit Lottoscheinen; Elmar Faber



ist Buchproduzent – sogar der derzeit größte Literaturverleger in der alten Buchstadt Leipzig und zugleich einer der seltenen gesamtdeutsch bedeutenden Verlegerpersönlichkeiten. Zu einem „Abend für Elmar Faber“ lud die Staatsbibliothek am 23. März im Zeichen von Buch und Verlag, von Ausstellung und Diskussion – zwischen Faber, den knapp 150 Gästen und dem Moderator und Verlegerkollegen Klaus G. Saur, der nach Paul Raabe nun zum zweiten Mal eine prägende Gestalt aus der Kulturlandschaft in die biographische Zwickmühle nahm.

Einige Mühe bereitete es bereits, Fabers weitgespanntes berufliches Wirken in die wenigen Zeilen zu pressen, die der Staatsbibliothek auf ihrer Einladungskarte zur Verfügung standen. 1934 geboren, studierte er bei den großen Leipziger akademischen Lehrern Hans Mayer und Ernst Bloch, arbeitete als Redakteur und Lektor und war im Laufe seiner Karriere für nicht weniger als fünf Buchverlage tätig: das Bibliographische Institut, die „Edition Leipzig“, den weltweit renommierten Aufbau-Verlag, für Rütten & Loening sowie für Faber & Faber.

Elmar Faber war der Staatsbibliothek an diesem Märzabend nicht nur ein willkommener Gast, sondern mehr noch ein Freund. Vor mehr als zwanzig Jahren bereits zeigte die Deutsche Staatsbibliothek der DDR im Vestibül des Hauses Unter den Linden die Ausstellung „Das Haus in der Französischen Straße“ und präsentierte, bezugnehmend auf den dortigen Verlagssitz, die Geschichte des Aufbau-Verlages anlässlich seines 40. Geburtstags. Damals besaß die Deutsche



Barbara Schneider-Kempf mit den Verlegerkollegen

Staatsbibliothek noch das Pflichtexemplarrecht für alle Publikationen der DDR, was zur Folge hatte, dass der von Elmar Faber geleitete Aufbau-Verlag in jenen Jahren an der Staatsbibliothek keine müde Mark verdiente. Zehn Jahre darauf – der Aufbau-Verlag wurde 50 – wurde dann im Ausstellungsraum des Hauses Potsdamer Straße an das seltene Jubiläum eines DDR-Verlags erinnert, der die Zeitläufte überdauert hatte und bis heute erfolgreich besteht.

Wie kommt ein Buchmensch zum Buch? Der alten Frage, die Klaus G. Saur stellte, wird man niemals überdrüssig, denn es ergeben sich immer wieder neue und zuvor ungehörte Antworten. Im entbehrensreichen Nachkriegswinter 1946/47 war Fabers Großvater gezwungen, zehn Bände des um 1800 erschienenen „Bilderbuchs für Kinder“ zu verkaufen, einer



fulminanten Kinderenzyklopädie mit hunderten von kolorierten Kupfertafeln. Die Bücher gingen dem halbwüchsigen Faber nicht mehr aus dem Sinn; und so stromerte er bald durch die Leipziger Antiquariate, um sich ein Ersatzexemplar zu beschaffen. Fündig wurde er zwar, aber berappen konnte er den geforderten Preis nicht. Doch ganz nebenbei erwuchs so die Liebe zum Buch ... – 1970 bis 1982 Cheflektor und Verleger bei der „Edition Leipzig“ (wo er 1977 ein zweibändiges Auswahl-Faksimile von Bertuchs „Bilderbuch“ herausgab), leitete Faber seit 1983 den Aufbau-Verlag, den

Bertuch, F. J.: *Bilderbuch für Kinder*, 1790
Der Coloss zu Rhodus, *Der olympische Jupiter*, *Der Dianen-Tempel zu Ephes*



„Suhrkamp des Ostens“, der Christa Wolf betreute, Christoph Hein, Irmtraud Morgner und Anna Seghers. Gemeinsam mit Siegfried Unseld initiierte er als gesamtdeutsches Vorhaben die „Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe“ der Werke Brechts.

Deutsch-deutsche Bonmots: ein westdeutscher Verlag habe, damals in den Achtzigern, Aufbau-Autoren korrekt über Lizenzverträge in der Bundesrepublik publiziert, unerlaubterweise aber zusätzlich auch weitere Unterlizenzen erteilt. Vor der Wiedervereinigung reiste Faber einmal zu jenem Verleger hin und beschwerte sich über dessen Praktiken. Längst erledigt, beschwichtigte jener, alles sei zufriedenstellend geregelt, er gehe wegen der Rechteabgleichung mal rasch hinüber in seine Buchhaltung. Nach 20 Minuten des vergeblichen Wartens sprach Faber eine Sekretärin an, die verdutzt antwortete, man habe doch gar keine eigene Buchhaltung ... – Aus dem Staub gemacht hatte sich jener Verleger, der aber prompt wieder bei Faber auf der Matte stand, als die Treuhand den Aufbau-Verlag zum Kauf anbot. Himmel, wie habe er den damals zusammengefaltet, freut sich Faber feixend noch heute.

Nach derlei beruflichen Höhe- und Tiefpunkten fragte Klaus G. Saur, aber auch nach den wechselvollen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Rahmenbedingungen, denen Faber unfreiwillig ausgesetzt war oder sich freiwillig aussetzte. Elmar Faber sei, so Klaus G. Saur, der einzige Buchverleger der DDR, der niemals eine Verpflichtungserklärung beim MfS abgegeben habe. Schelmisch und hintersinnig fügte Faber seinen Um-

gang mit der Geschichte hinzu: als man ihn zu Beginn der neunziger Jahre aufgefordert habe, zu unterschreiben, niemals für den Staatssicherheitsdienst tätig gewesen zu sein, habe er lapidar geantwortet: „Ich habe nie eine Erklärung unterschrieben, um meinen Posten zu behalten, damals nicht und heute auch nicht.“

„Mister Aufbau“ – ein ehrenvolles Prädikat, das Elmar Faber wohl niemals loswerden wird und vermutlich auch gar nicht loswerden möchte. Aus diesem Grunde – und weil die Staatsbibliothek stets auch gerne vorführt, was ihre Magazine für großartige kulturelle Schätze zu bieten haben – präsentierte die Handschriftenabteilung in einigen Vitrinen eine Auswahl von Dokumenten aus dem Archiv des Aufbau-Verlags. Seit 1995 befindet sich dieses riesige Verlagsarchiv, es umfasst beinahe 400 laufende Meter!, als Depositum in der Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek; und somit wurden, in Abstimmung mit Elmar Faber, einige reizvolle Korrespondenzen zusammengestellt, die sein knapp zehnjähriges Wirken für den Aufbau-Verlag in Form von Originalarchivalien ansprechend illustrierten.

Aber auch der andere Elmar Faber sollte gewürdigt werden: jener Elmar Faber jenseits des Aufbau-Verlags. Bald nach der Öffnung der deutsch-deutschen Grenze gründete er den Verlag Faber & Faber, einen noch immer kleinen und noch immer feinen Verlag, der sich, seit 1995 in Leipzig ansässig, bis heute ganz dezidiert dem gediegenen, dem bibliophilen und langfristig wertvollen Buch verschrieben hat. – Im vergangenen Jahr nun



hat Faber & Faber ein wunderbares Buch verlegerisch betreut: den Katalog der Aldinen der Staatsbibliothek zu Berlin, in Heft 1/2006 des „Bibliotheksmagazins“ bereits eingehend präsentiert.

*Elmar Faber im Gespräch
mit Jakob Hein*

Sein Versprechen, für die Staatsbibliothek ein schönes Buch über schöne Bücher zu produzieren, hat Elmar Faber mehr als eingelöst. Das tiefrote Vorsatzpapier, das dunkelbraune Ganzleinen mit der goldgeprägten Initiale, das farblich passende Kapitalband, die nicht weniger als achtfache Heftung der Lagen – wer ein wenig von der arbeitsaufwändigen Herstellung schöner Bücher versteht, wird begeistert sein. Nur naheliegend war es, zu der Veranstaltung die Illustrationen des Aldinenkataloges „Im Zeichen von Anker und Delphin“ durch die ihnen zugrundeliegenden Originale zu „veredeln“ – in einer kleinen Vitrinenausstellung brachte die Abteilung für Histori-



sche Drucke den Besuchern einige dieser venezianischen Buchschätze von der Wende des 15. zum 16. Jahrhundert näher. Seine exklusive Rolle als Verleger ebenso inhaltlich wie optisch und hap-

tisch bestechender und liebenswerter Bücher behagt Elmar Faber sichtlich und verführt ihn auch zur Kollegenschelte: widersinnig sei es, wenn die großen, finanzstarken Verlagskonzerne behaupteten, Bibliophilie könnten sie sich nicht leisten und rieten, mit seinen ambitionierten buchkünstlerischen Projekten möge man sich doch lieber an die Kleinverlage wenden, die diese Nischen des Verlagsmarktes besetzen wollten. Gerade die kapitalstarken Verleger seien, so Faber, doch viel eher in der Lage, die ungleich höheren Produktionskosten für das „schöne Buch“ zu tragen. Grummelt kurz und freut sich zugleich doch, dass er so zu den wenigen erfolgreichen „Platzhirschen“ im lichten Wald der deutschen Buchkunstverleger gehört. Denn, so Fabers Credo: Ein gut gemachtes Buch bringt eine Privatbibliothek zum Leuchten.



Barbara Schneider-Kempf
Martin Hollender

DANK AN BARBARA MARTIN

Eine engagierte, noch immer unverkennbar von der Studentenbewegung geprägte Mitarbeiterin trat im Juni in den Ruhestand: Barbara Martin, geboren am 29. Juni 1941 in Kassel als Tochter eines Redakteurs und einer Lehrerin. Nach dem Abitur in Köln zog es sie ein Jahr nach dem Mauerbau nach Berlin (West) und an die Freie Universität, wo sie Osteuropäische Geschichte und Slavistik studierte. Seit 1965 wissenschaftliche Hilfskraft, legte sie 1971 ihre Magisterarbeit über die russische Volkstümplerbewegung

im Spiegel der frühen sowjetischen Historiographie vor. Etwas später, als wissenschaftliche Angestellte am Sonderforschungsbereich 10 des Osteuropa-Instituts der FU (Generalthema „Die Sowjetunion und ihr Einflussbereich seit 1917“), publizierte sie Studien über die wissenschaftlich-technische Information und Dokumentation in der UdSSR in der Vor- und Nachkriegszeit. Gleichzeitig absolvierte sie 1973 in Berlin und am Lehrinstitut für Dokumentation in Frankfurt am Main erfolgreich die Ausbildung

zur wissenschaftlichen Dokumentarin, das Pendant jener Ausbildung, die zur Laufbahn des höheren Bibliotheksdienstes befähigt.

Zu Beginn des Jahres 1977 wechselte Barbara Martin an die Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz und übernahm die Leitung des bereits seit 1964 betriebenen „Kataloges geistes- und sozialwissenschaftlicher Fortschrittsberichte“. Fortschrittsberichte dienen der kritischen Erörterung neuer wissenschaftlicher Fragestellungen und bieten eine komprimierte Synthese der aktuellen Literaturproduktion in den jeweiligen Wissenschaftsdisziplinen. Zusammen mit etlichen Fachreferenten der SBPK und anderer Berliner Bibliotheken ermittelte sie aus hunderten von Periodika derlei Berichte, die in einer kleinen Arbeitsgruppe redaktionell weiter bearbeitet wurden. Die Information über Fortschrittsberichte ging dann in Form von Titeltärtchen, die mehrmals im Jahr versandt wurden, an weit über 150 Bibliotheken. Nach zehn Jahren, mittlerweile waren nicht weniger als 14.500 Forschungsberichte verzeichnet, beendete die Generaldirektion der SBPK das Vorhaben: die Personalkosten standen in keinem vertretbaren Verhältnis zu der sicherlich gewinnbringenden, aber viel zu geringen Nutzung des Kataloges. Um dem zusammengetragenen Material dauerhaften Nutzen zu sichern, stellte Barbara Martin die fast 10.000 zwischen 1976 und 1987 ermittelten Titel von Fortschrittsberichten neu zusammen. 1991 erschien beim Verlag Klostermann dieses durch zwei Register erschlossene Werk.

Neben das gemeinhin als bürgerlich, fast als spießig geltende Wesen der beruflichen Beschäftigung mit Bibliographien trat privat ein gemäßigtes gesellschaftliches Rebellentum, das sie nun zur Frauenbewegung führte. In der Berliner Frauenzeitung „Courage“ rezensierte sie in den frühen achtziger Jahren Bibliographien und Filme zu Frauenthemen. Im Charlottenburger Frauenladen des „FFBIZ“, des „Frauenforschungs-, bildungs- und -informationszentrums e.V.“, das sie mit gegründet hatte, referierte sie zu Themen wie „Literaturdatenbanken in Dokumentationseinrichtungen und Bibliotheken – was bringen sie uns Frauen? Wie stehen wir zu ihnen?“ Mit derlei modernen Themen im Spannungsfeld von Gleichberechtigung und EDV-basierter Informationsvermittlung erhielt sie Lehraufträge an der Freien Universität und beim Arbeitskreis Autonomer Frauenprojekte e.V.

Den Interessen von Frauen auch in der Staatsbibliothek bzw. der Stiftung Preußischer Kulturbesitz nachdrücklich Gehör zu verschaffen, erwies sich in der Umsetzung als langwierig und ließ sie die Mühen der Ebenen schmerzlich spüren. In einem offenen Brief an den Präsidenten der Stiftung Preußischer Kulturbesitz forderte sie als Mitverfasserin im Sommer 1987 eine (frauenfreundlichere) Ergänzung der Ausführungsbestimmungen der „Richtlinien zur beruflichen Förderung von Frauen in der Bundesverwaltung“. Prof. Dr. Werner Knopp zeigte sich unbeeindruckt und sah weitere Konzessionen nicht als notwendig an. Im Winter 1995, als die Umsetzung des neuen Gleichberechtigungsgesetzes in der SPK anstand, war es erneut Barbara Martin,



die sich zusammen mit einigen Kolleginnen Gedanken über eine möglichst starke Repräsentanz von Fraueninteressen in der Stiftung machte und entsprechende Vorstellungen – wiederum in einem Offenen Brief – an den Präsidenten der Stiftung herantrug; diesmal auf Anhieb erfolgreich.

In den neunziger Jahren verlagerte sich ihr Engagement hin zur finanziellen Balkanhilfe. Bereits 1993/94 initiierte sie eine Hilfsaktion, bei der eine junge Flüchtlingsfrau, die am Zagreber „Zentrum für Frauen – Opfer des Krieges“ tätig war, ein Jahr lang durch Zuwendungen der Berliner Staatsbibliotheksmitarbeiter monatlich 200 DM erhielt und so knapp ihren Lebensunterhalt bestreiten konnte. Als sich dann im Sommer 1994 Mitarbeiter der 1992 zu 90 Prozent zerstörten National- und Universitätsbibliothek von Bosnien-Herzegowina an ihre Kollegen in der Berliner Staatsbibliothek wandten und um private finanzielle Unterstützung baten, organisierte Barbara Martin mehrere Male Geldsammlungen, an denen sich viele Kollegen beteiligten.

Nach dem Erscheinen der Fortschrittsberichte in Buchform 1991 wurde Barbara Martin in die Osteuropa-Abteilung versetzt und übernahm einige Zeit später die Leitung der deutschen Redaktion der 1975 gegründeten „Europäischen Bibliographie zur Osteuropaforschung“, eines westeuropäischen Gemeinschaftsprojekts, das in acht Ländern die gesamte, im jeweiligen Land erschienene sozial- und geisteswissenschaftliche Fachliteratur über Osteuropa erfasst und systematisiert.

Wo manch andere gegen Ende ihrer Dienstzeit ein wenig ermatten, nahm Barbara Martin noch einmal richtig Schwung und bahnte der Virtuellen Fachbibliothek Slavistik den Weg. Da die Virtuellen Fachbibliotheken auf den jeweiligen Sammlungen und Aktivitäten der Sondersammelgebiete aufsetzen und deren Funktionen erweitern sollen, war die Ansiedlung der ViFa Slavistik an der Staatsbibliothek ohnehin vorgezeichnet. Doch der Weg dahin – die Entwicklung eines schlüssigen Konzepts – ist ganz wesentlich Barbara Martin zu verdanken. Der Bewilligung des bei der DFG eingereichten Antrags folgten durch das kleine, von Barbara Martin geleitete Team alsbald die ersten Bausteine zur Errichtung dieses Fachportals.

Barbara Martin, zwischen 1981 und 1990 Personalratsmitglied, war auf Personalversammlungen der Staatsbibliothek für beharrlich bohrende Nachfragen an die Direktion bekannt und hierfür – je nach Standpunkt – beliebt oder berüchtigt. Die BibliothekarInnen der SBB-PK (als kleine Hommage an Barbara Martin übernimmt das „Bibliotheksmagazin“ an dieser Stelle ausnahmsweise einmal das von ihr stets gern verwendete ‚große I‘) behalten Barbara Martin als Weichenstellerin der ViFa Slavistik und als couragierte Kollegin in bester Erinnerung. Ihr gesellschaftliches Engagement wird zukünftig dem Kreuzberger Verein „südost Europa Kultur e.V.“ gelten, einer Initiative, die sich für ein besseres Kennenlernen südosteuropäischer Kulturen hierzulande und für ein friedliches Zusammenleben der verschiedenen Volksgruppen in Südosteuropa einsetzt.

IMPRESSUM

BIBLIOTHEKS
MAGAZIN

Berlin 2006

HERAUSGEBERIN:

Barbara Schneider-Kempf

REDAKTION:

Dr. Martin Hollender (Leitung),
Cornelia Döhring,
Dr. Robert Giel,
Carola Pohlmann,
Thomas Schmieder-Jappe,
Dr. Silke Trojahn

GESTALTUNG:

Elisabeth Fischbach,
Niels Schuldt

KONTAKT:

martin.hollender@sbb.spk-berlin.de

SATZ UND DRUCK:

Werkstätten der
Staatsbibliothek zu Berlin
BUCHBINDERISCHE VERARBEITUNG:
Reinhart & Wasser, Berlin

Nachdruck und sonstige
Vervielfältigung der Beiträge nur
mit Genehmigung der Redaktion.

ISSN 1861-8375